

# „BELASTUNGEN, ANSPRÜCHE UND HERAUSFORDERUNGEN FÜR DIE HERANWACHSENDE GENERATION“

Soziale Brennpunkte der österreichischen  
Kinder- und Jugendarbeit



## DOKUMENTATION DER JAHRESKONFERENZ 2005

vom 17. November 2005  
in Wien



Österreichisches Komitee für Soziale Arbeit

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Soziale Sicherheit,  
Generationen und Konsumentenschutz (BMSG)

REDAKTIONSTEAM:

Irene Köhler  
Claudia Klambauer

Coverfoto: Herbert Link

IMPRESSUM

Redaktion und Herausgeber:

Österreichisches Komitee für Soziale Arbeit  
Geigergasse 5–9/3. Stock  
1050 Wien

Tel.: (01) 548 29 22  
Fax: (01) 545 01 33  
E-Mail: office@oeksa.at

## Vorwort

*Die Jugend ist die Zukunft einer Gesellschaft. An Kinder und Jugendliche werden viele Anforderungen und Erwartungen gestellt, denen sie aus ihrer Situation heraus oft nicht entsprechen können. Durch verschiedene Gegebenheiten wie Armutsgefährdung, Herkunft oder persönliche Umstände ergeben sich für junge Menschen oft ungünstige Entwicklungsbedingungen.*

*Im Mittelpunkt der ÖKSA-Jahreskonferenz standen die Auswirkungen dieser Belastungen auf das emotionale, soziale, somatisch-physische und psychische Wohlbefinden des Heranwachsenden. Vielfältige Lösungsansätze und Maßnahmen wurden in Form von Referaten vorgetragen und sowohl im Plenum als auch in Arbeitskreisen diskutiert.*

*Themen wie schulvorbereitende Erziehung, verstärkte integrations- und entwicklungsfördernde Maßnahmen im Bildungsbereich, adäquate Übergangsmöglichkeiten von der Schule in eine berufliche Ausbildung oder in den Beruf bestimmten die Fachtagung.*

*Das Österreichische Komitee für Soziale Arbeit (ÖKSA) steht als offene Dialog- und Koordinationsplattform zur Verfügung und legt diesen Tagungsband vor – mit dem Wissen, dass er keine einfachen oder allumfassenden Lösungen anbieten kann, jedoch zum Weiterdenken und zur Weiterarbeit anregen soll.*

**Pfarrer Mag. Michael Chalupka**  
Präsident des ÖKSA

# Inhaltsverzeichnis

*Michael Chalupka*

**Vorwort** ..... 5

## Begrüßungen

*Johanna Czech* ..... 8

*Erika Stubenvoll* ..... 13

## 1. Referat

*Wassilios E. Fthenakis*

**Ansprüche, Herausforderungen und Belastungen  
für die heranwachsende Generation** ..... 15

(verfasst von Mag. Hansjörg Seckauer anhand einer Tonbandaufzeichnung  
des Vortrags von Prof. Fthenakis)

## 2. Studie

*Peter Schlögl*

**Die sozioökonomische Situation und ihre Folgen  
für junge Menschen in Österreich (Wurzeln der  
Jugendarbeitslosigkeit)** ..... 31

## 3. Podium

*Christa Schroll, Monika Niederle, Gertrude Bogyi,  
Wassilios E. Fthenakis, Brigitte Cizeck*

**Das zerrissene Kindeswohl** ..... 43

## 4. Workshops

*Workshop 1*

**Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen und  
Lernschwierigkeiten zwischen Schule und Berufsleben** ..... 57

*Workshop 2*

**Vernetzung als Auftrag für effiziente  
Kinder- und Jugendarbeit** ..... 65

*Workshop 3*

**Konzept der bedürfnisorientierten Suchtpolitik** ..... 69

*Workshop 4*

**Völkerrechtliche Basis für das Kindeswohl:  
Die Kinderrechte** ..... 79

*Workshop 5*

**Jugendarbeitslosigkeit: Perspektiven** ..... 85

*Workshop 6*

**Lebenswelten und Lebenswerte junger Menschen** ..... 89

## 5. Anhang

Mitwirkende ..... 137

Teilnehmende Organisationen ..... 138

## Begrüßungen

**Johanna Czech** (in Vertretung von Bundesministerin Ursula Haubner)  
Bundesministerium für Soziale Sicherheit,  
Generationen und Konsumentenschutz

Sehr geehrte Frau Landtagspräsidentin,  
sehr geehrter Herr Präsident,  
sehr geehrte Damen und Herren!

In Vertretung von Bundesministerin Haubner darf ich Sie sehr herzlich zur heutigen Jahrestagung des Österreichischen Komitees für Soziale Arbeit begrüßen. Aufgrund einer kurzfristigen Terminverschiebung ist es der Bundesministerin leider nicht möglich, heute hier anwesend zu sein, aber ich freue mich, als im Kabinett des Sozialministeriums zuständige Fachreferentin für Jugendfragen die Eröffnungsrede der Ministerin verlesen zu dürfen.

### Jugendpolitik hat Hochkonjunktur!

Wie wichtig es ist, der heranwachsenden Generation positive Perspektiven für ihre Zukunft zu vermitteln, ist diese Woche auch wieder beim Jugendministerat in Brüssel ganz deutlich geworden. Das zügige Voranschreiten der Verhandlungen um das Programm „Jugend in Aktion“, über das wir in Brüssel – mit Ausnahme der Budgetfrage – eine politische Einigung erzielen konnten, verfolgt u. a. dieses Ziel.

Gerade im Hinblick auf die Unruhen unter Jugendlichen in Frankreich, erscheint es mir als Jugendministerin sehr wichtig, die Entwicklung von Solidarität und Toleranz junger Menschen und auch die Förderung des gegenseitigen Verständnisses unter Jugendlichen zu forcieren. Junge Menschen müssen sich als Mitglieder in einer aktiven Bürgerschaft fühlen. Sie müssen das Gefühl vermittelt bekommen, auch mitbestimmen zu können, über eine Zukunft, die sie selber betrifft. Das sind gleichzeitig auch die Schwerpunkte, die das Jugendprogramm ab dem Jahr 2007 verstärkt verfolgen wird.

Wir leben in einer Zeit des rasanten Wandels in allen Lebensbereichen. Diesen Wandel für und mit den jungen Menschen müssen wir in unserem Land gemeinsam mit ihnen gestalten. Auch die Familie spielt dabei eine sehr wichtige Rolle. Familie stellt für Jugendliche immer noch einen zentralen „Unterstützungspunkt“ auf ihrem Weg zur Selbstständigkeit dar. Deswegen ist es auch wichtig, die Erziehungskompetenz der Eltern und die Generationensolidarität in den Familien zu stärken.

Jugendpolitik muss Zukunftsperspektiven eröffnen! Mir ist es wichtig, junge Menschen in ihrer Lebensplanung zu unterstützen, damit sie eigenverantwortlich und selbstbewusst in die Zukunft gehen können. Die berufliche Entwicklung, die Ausbildung, aber auch die vollständige Integration in die Gesellschaft stellen dabei sicher die größte Herausforderung dar.

Bildung und Qualifikation spielen eine Schlüsselrolle für die Zukunft der Jugendlichen, wenn es um Chancengleichheit und Leistungsfähigkeit unter veränderten ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen geht. Bildung und Qualifikation entscheiden in der heutigen Informations- und Wissensgesellschaft mehr denn je über Lebenschancen. Wissen ist der Rohstoff der Zukunft. Deshalb müssen wir die unterschiedlichen Begabungen aller Jugendlichen fördern und Benachteiligungen ausgleichen.

Die Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit hat für uns höchste Priorität, obwohl Österreich mit einer Arbeitslosenquote von 10,5 Prozent bei Jugendlichen unter 25 Jahren im EU-Ranking sehr gut abschneidet und hinter Dänemark, Niederlande und Irland den vierten Platz hält (Eurostat-Zahlen von dieser Woche). Der auf europäischer Ebene bereits verabschiedete europäische Jugendpakt stellt in Österreich die Weichen für eine neue, zukunftsorientierte Jugendpolitik, und auch die im September 2005 getroffene inhaltliche Festlegung für ein neues Beschäftigungsförderungsgesetz soll die Zahl der Jugendarbeitslosigkeit weiter senken. Von insgesamt 284,6 Mio. Euro für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit werden allein 157,4 Mio. Euro – das sind 55,3 % – den Jugendlichen zu Gute kommen. 33.700 Jugendlichen soll damit eine Chance auf nachhaltige Arbeitsmarktintegration gegeben werden.

Im Rahmen der Beschäftigungsoffensive für Menschen mit Behinderungen werden jährlich ca. 60–70 Mio. Euro zusätzlich zu den bestehenden beschäfti-

gungsfördernden Maßnahmen bereitgestellt. Ziel dieser Beschäftigungsoffensive sind die Eingliederung bzw. Wiedereingliederung in den ersten Arbeitsmarkt sowie die Sicherung gefährdeter Arbeitsplätze.

Ein besonderer Schwerpunkt wird auf die berufliche Integration von Jugendlichen mit Behinderungen gelegt, und dafür sind spezifische Maßnahmen im Sinne eines individuellen Integrationspfades entwickelt worden. Von diesen Maßnahmen ist insbesondere das Clearing-Modell, eine Maßnahme für Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen an der Schnittstelle „Übergang von Schule und Beruf“ hervorzuheben. Durch die Abklärung des individuellen Leistungspotenzials werden realistische Möglichkeiten in Bezug auf Lebens- und Berufsperspektiven aufgezeigt. Aber auch die Persönliche Arbeitsassistentin am Arbeitsplatz bzw. die Integrative Berufsausbildung sind als wichtige Modelle hervorzuheben. Bereits im Juli 2003 wurden die gesetzlichen Rahmenbedingungen für die Integrative Berufsausbildung geschaffen. Damit wird die Berufsausbildung für benachteiligte oder behinderte Personen geregelt. Ziel ist es, die Eingliederungschancen in das Berufsleben zu verbessern. Diese Modelle werden in den nächsten Jahren noch entsprechend ausgebaut.

Jugendarbeitslosigkeit geht auch oft mit sozialer Ausgrenzung einher und kann – wie das Beispiel Frankreich zeigt – in einer von Perspektivlosigkeit gekennzeichneten Zukunftsvorstellung enden. Gerade hier spielt auch die außerschulische Jugendarbeit meines Ressorts eine sehr wichtige Rolle. Sie ist wichtige Ergänzung und Fortführung des Bildungsauftrags gegenüber jungen Menschen. In diesem Zusammenhang möchte ich auch auf die Wichtigkeit freiwilligen Engagements hinweisen. Die Anerkennung der Qualifikationen, die durch nichtformale und informelle Bildung erworben werden, und die Förderung des Erwerbs von sozialer Kompetenz sind in diesem Zusammenhang wichtig zu erwähnen. Auch sie können die Aussicht auf einen guten Arbeitsplatz positiv beeinflussen.

Aber auch das Abhalten von Job-Coachings, Informationsveranstaltungen oder auch Broschüren zum Thema: Mein Ressort versucht in der außerschulischen Jugendarbeit alle jugendrelevanten Problemfelder aufzugreifen.

In der freien Projektförderung haben wir heuer zum Beispiel Schwerpunkte zu Jugendbeschäftigung, Prävention im Bereich legaler Drogen und geschlechts-

sensibler Jugendarbeit. Mit der Förderung spezieller Projekte zum Thema versuchen wir, Jugendlichen positive Zukunftsperspektiven zu vermitteln und Unterstützung in vielen Lebensbereichen zu geben.

Jugend ist Zukunft! Wir müssen Jugendliche ernst nehmen, und wir müssen ihnen die Möglichkeit zur Partizipation geben, damit sie an der Gestaltung der Zukunft, in der sie leben werden, mitwirken können. Partizipation von Kindern und Jugendlichen ist daher auch ein Herzstück des nunmehr vorliegenden Aktionsplans (NAP) zur Umsetzung der Kinderrechtskonvention in Österreich. Alle politisch Verantwortlichen, alle für und mit Kindern arbeitenden Personen bzw. Organisationen und vor allem Kinder und junge Menschen selbst waren zur Mitarbeit am „Nationalen Aktionsplan für die Rechte von Kindern und Jugendlichen“ eingeladen. Derzeit tagt zweimal jährlich eine vom BMSG eingesetzte interministerielle Arbeitsgruppe, die die zügige Umsetzung des NAPs verfolgt.

Ein weiteres zentrales Anliegen von mir ist die Bekämpfung von Familien- und Kinderarmut. Die finanzielle Unterstützung der Familien durch staatliche Sozialleistungen ist besonders wichtig, was sich auch in der Sozialstatistik widerspiegelt. Die armutslindernde Wirkung von Sozialtransfers reduziert in Mehrpersonenhaushalten mit Kindern die Armutgefährdung um bis zu zwei Drittel. Besonders positiven Einfluss auf die Reduktion der Armut in einem Haushalt hat die Frauenerwerbstätigkeit. Ist neben dem Mann in einem Haushalt auch die Frau erwerbstätig, reduziert sich das Armutrisiko zumindest um die Hälfte gegenüber den Haushalten, in denen Frauen nicht erwerbstätig sind. Z. B. haben Familien mit drei und mehr Kindern und keiner erwerbstätigen Frau ein Risiko von 31 %, arm zu werden; ist die Frau erwerbstätig liegt das Risiko bei 9 %. Ansatzpunkt: Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Ausbau der Kinderbetreuungseinrichtungen, Familienallianz, steuerliche Absetzbarkeit von Kinderbetreuung (Kinder von drei bis zehn Jahren).

Sehr geehrte Damen und Herren!

Anlässlich der Eröffnung dieser Jahrestagung möchte ich auf die Bedeutung der Nichtregierungsorganisationen bei der Bereitstellung von sozialen Diensten für Menschen in sozialen Risiko- und Problemlagen hinweisen. Das BMSG hat erstmals auf Antrag der Dachverbände der Wohlfahrtsträger, nämlich ÖKSA

und Armutskonferenz, ein Forschungsprojekt in Auftrag gegeben, mit dem qualitativ und quantitativ deren Aufgaben sowie die Kooperation der NGOs mit dem öffentlichen Sektor wissenschaftlich dokumentiert werden.

Ich freue mich, diese heutige Tagung eröffnen zu dürfen, und danke Ihnen, Herr Präsident, sehr herzlich für Ihre Initiative. Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, wünsche ich interessante Workshop-Diskussionen, und ich bin mir sicher, dass die Ergebnisse der Tagung weitere wichtige Bausteine für eine gesicherte Zukunft junger Menschen bilden werden!

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen eine interessante Tagung!

**Erika Stubenvoll** *(in Vertretung von Frau Vizebürgermeisterin Grete Laska)*  
*Zweite Präsidentin des Wiener Landtages, Vizepräsidentin des ÖKSA*

Sehr geehrte Frau Bundesministerin!  
Verehrte TagungsteilnehmerInnen!

Im Namen des Bürgermeisters der Stadt Wien und in Vertretung von Frau Vizebürgermeisterin Grete Laska darf ich Sie herzlich bei der Jahrestagung des Österreichischen Komitees für Soziale Arbeit begrüßen, die sich heuer jenen Menschen widmet, denen die Zukunft in unserem Land gehört – unserer Jugend.

Eine unbeschwerte Jugendzeit, das ist für uns alle der Inbegriff eines glücklichen und erfüllten Lebens. Junge Menschen müssen aber auch eine Vielzahl an Entscheidungen treffen, die ihr gesamtes späteres Leben prägen, sind mit körperlichen Veränderungen konfrontiert und suchen nach Orientierungsmöglichkeiten, die oft auch im Konflikt mit den Lebensmustern der vorangehenden Generationen stehen. Die Erwartungen und Anforderungen unserer Gesellschaft an die Jugend sind zudem in den letzten Jahren angestiegen und führen zu einem erhöhten Entscheidungs- und Leistungsdruck, dem viele junge Menschen alleine nicht gewachsen sind.

Wir als die politischen EntscheidungsträgerInnen haben dafür Sorge zu tragen, dass die nächste Generation Perspektiven und Chancen vorfindet und besonders jene jungen Menschen unterstützt werden, die aus unterschiedlichen Gründen wie Armut, Herkunft oder Problemen im persönlichen Umfeld schlechtere Entwicklungsbedingungen vorfinden. Politisches Lagerdenken auf Bundes- wie Landesebene ist hier fehl am Platz, denn es sollte das Ziel aller Parteien sein, die Ausbildungs- und Lebensbedingungen der kommenden Generation zu sichern und nachhaltig zu verbessern. Und daher war und ist es der Stadt Wien stets ein Anliegen, für junge Menschen differenzierte Angebote zu ihrer Unterstützung bereitzustellen, um ein gelebtes Miteinander von Menschen aller Altersschichten zu ermöglichen.

Die gesellschaftlichen Begleitumstände sind derzeit aber alles andere als günstig. Zunehmende Belastungen für Familien und Partnerschaften sowie eine höhere Armutsgefährdung und Arbeitslosenrate führen zu einer immer größer

werdenden Zahl derjenigen, die in unserer Gesellschaft benachteiligt sind. Im Oktober 2005 waren zudem in Österreich rund 70.500 junge Menschen bis 24 Jahre arbeitslos oder suchten eine Lehrstelle. Das waren um rund 6300 Jugendliche mehr als noch vor einem Jahr. Und gerade jenen Jugendlichen ohne Aussicht auf eine Lehrstelle oder einen Arbeitsplatz muss unser besonderes Augenmerk gelten. Die tragischen Ereignisse in zahlreichen französischen Städten haben uns gezeigt, dass Einsparungsmaßnahmen hier fehl am Platz sind.

Daher nimmt die Stadt Wien aufgrund der hohen Jugendarbeitslosigkeit verstärkt ihre Verantwortung wahr, um Jugendliche im Bereich der Berufsbildung und beim Berufseinstieg zu unterstützen. Erstens bildet die Stadt Wien selbst bereits jetzt in ihren Unternehmen rund 1200 Lehrlinge in 37 Berufen aus und nimmt jedes Jahr etwa 290 Lehrlinge auf. Und zweitens wurde im Herbst 2005 ein zielgerichtetes Maßnahmen-Paket für jene Branchen und Unternehmen, in denen neue Jobs entstehen können, beschlossen.

Die Politik ist also dafür verantwortlich, die geeigneten Rahmenbedingungen zu schaffen. Die Hauptlast der Verantwortung liegt aber bei den zahlreichen Organisationen, Institutionen und Initiativen, die Jugendliche in den Lebensbereichen Schule, Ausbildung und Arbeit, Freizeit sowie im sozialen und persönlichen Bereich unterstützen, beraten und begleiten. Daher freut es mich besonders, dass so viele namhafte Vertreterinnen und Vertreter aus unterschiedlichsten Bereichen hier zusammengekommen sind, um über die sozialen Brennpunkte der Kinder- und Jugendarbeit zu diskutieren.

Abschließend möchte ich mich nochmals bei Ihnen allen für Ihr Kommen bedanken, wünsche einen erfolgreichen Verlauf der Tagung und bin schon sehr auf die Ergebnisse der einzelnen Workshops am Nachmittag gespannt.

Denn unsere Jugend verdient Perspektiven und Chancen.

Wassilios E. Fthenakis<sup>\*)</sup>

## **Ansprüche, Herausforderungen und Belastungen für die heranwachsende Generation**

<sup>\*)</sup> Der nachfolgende Artikel wurde von Mag. Hansjörg Seckauer anhand einer Tonbandaufzeichnung des Vortrags von Prof. Dr. Dr. Dr. Fthenakis verfasst.

Wir haben seit drei Jahren in der Bundesrepublik, aber auch international, eine Entwicklung, die den Stellenwert des Kindes im Bildungssystem neu definiert: das Kind als Kokonstrukteur seiner eigenen Bildung und Erziehung. Aus den neuen Bildungsplänen wie dem eben erschienenen und revidierten Bayrischen Bildungs- und Erziehungsplan oder dem Hessischen Bildungsplan ist ersichtlich, dass die Partizipation des Kindes ein Qualitätsmerkmal moderner Bildung ist.

Wir können einen makrosozialen Wandlungsprozess feststellen, was unser Verständnis von Kind und Kindheit angeht. Aber es gibt auch eine zweite Perspektive, die mikrosoziale Perspektive, die ich im Folgenden einnehmen möchte.

## Diskontinuierliche Familienentwicklung

Wenn Sie die Familienentwicklung von heute beobachten, können Sie einen Familienentwicklungsprozess ausmachen, der in einem schlecht organisierten Markt, dem Heiratsmarkt, beginnt. Hier beginnen bereits die Probleme: Es gibt kein elaboriertes Konzept des Findens eines Partners oder einer Partnerin; man greift auf einige Strukturmerkmale zurück – und diese sind nicht geeignet, um über einen Zeitraum von dreißig, vierzig und manchmal fünfzig Jahren ein niedriges Konfliktniveau, hohes Glück und eine gute Erziehungsatmosphäre herzustellen.

Zudem verändert sich gegenwärtig das Modell der Ehe in dem Sinne, dass nicht mehr das Kind im Mittelpunkt steht, sondern vielmehr die Maximierung des individuellen Glücks in einer auf Dauer angelegten Beziehung. Es verändert sich auch das Heiratsverhalten: Beim bisherigen kindzentrierten Modell hat gerne der Oberarzt seine Helferin geheiratet, weil sie beide miteinander eine Familie gründen und auch Kinder zur Welt bringen wollten – und diese Konstellation in der Paarbeziehung war denkbar geeignet: Er verdiente das Geld, und sie kümmerte sich um die Kinder.

Dieses Modell scheint heutzutage nicht mehr das präferierte Modell zu sein, sondern an dessen Stelle ist ein anderes Modell getreten, nämlich die Maximierung des individuellen Glücks, und dafür wählt der Oberarzt nicht mehr die Helferin, sondern eine andere Ärztin. Sie können sich vorstellen, dass die Austauschprozesse zwischen diesen beiden nicht gerade einfacher werden.

Nun, sie verbringen eine gewisse Zeit in dieser nicht ehelichen Lebensgemeinschaft, trauen sich den Weg der Ehe ohnehin nicht zu – der Verlust des institutionellen Wertes der Ehe ist der wirklich markante soziale Indikator der letzten Jahrzehnte. Wenn sie doch heiraten, dann heiraten sie, wenn sie ein Kind erwarten. Die weitere Entwicklung ist weitgehend vorhersehbar, die auftretenden Probleme sind bekannt. Das Ergebnis, und darauf möchte ich hinweisen, ist, dass sich heute mehr Paare trennen bzw. sich scheiden lassen als früher. Nach der Zeit der Trennung kommt eine Zeit des Alleine-Lebens, und die Betroffenen heiraten wieder – und handeln sich damit eine noch höhere Scheidungsrate – bis zu achtzig Prozent! – ein.

Hier haben wir einen diskontinuierlich verlaufenden Prozess der Familienentwicklung, der häufig durch weitere, nicht vorhersagbare Belastungen beeinträchtigt wird. Denn heute können strukturelle Veränderungen in der Wirtschaft dazu führen, dass sehr kompetente Eltern plötzlich arbeitslos werden – und dies auch längere Zeit hindurch bleiben. Früher war derjenige arbeitslos, der nicht über hinreichende berufliche Kompetenzen verfügte, heute kann jeder plötzlich und unerwartet arbeitslos werden. Weitere Probleme treten auf, wenn das jüngste Kind die Familie verlässt – unmittelbar danach haben wir eine hohe Scheidungsrate – oder wenn andere Belastungen ins System kommen: der Tod eines Angehörigen oder eine schwere Krankheit oder der Übergang ins Rentenalter – eine für Männer schwer zu bewältigende Phase. Dieser Verlauf ist so diskontinuierlich wie nie zuvor und beinhaltet Ansprüche und Anforderungen an alle Familienmitglieder, für die sie weder soziokulturell noch über die Bildung angemessen vorbereitet sind. Ein System, das so diskontinuierlich verläuft, verursacht neue Problemstellungen, die in dieser Form bisher nicht bekannt waren.

## Risikofaktoren im System der Familie

Wenn man das System Familie unter diesem Aspekt betrachtet, kann man eine Reihe von Risikofaktoren identifizieren:

- Frühgeburt und Geburtenkomplikationen
- niedriger sozioökonomischer Status und chronische Armut der Familie
- elterliche Trennung und Scheidung
- familiäre Disharmonie
- Arbeitslosigkeit der Eltern



- elterliche Psychopathologie
- Verlust eines Geschwisters oder Wiederverheiratung eines Elternteils
- frühe Elternschaft
- ernste und häufige Erkrankung in der Kindheit
- chronische väterliche Abwesenheit
- Inhaftierung eines Elternteils oder eine unangemessene außerhäusliche Unterbringung des Kindes
- Erziehungsdefizite der Eltern
- inkonsequentes, zurückweisendes oder inkonsistentes Erziehungsverhalten von Vätern und Müttern
- körperliche Bestrafungen
- mangelnde Feinfühligkeit und Responsivität

Das sind Risikofaktoren im System der Familie. Wir dürfen trotz aller Wertschätzung der Familie nicht verkennen, dass in den gegenwärtigen Familien eine Reihe von Risikofaktoren präsent sind, die man nicht übersehen darf, wenn man kindgerecht und am Kindeswohl orientiert handeln möchte: Häufige Umzüge in der Pubertät, häufige Schulwechsel oder Migrationshintergrund, soziale Isolation der Familie oder Mobbing, Ablehnung durch Gleichaltrige und Ähnliches sind Gefahren, die in der unmittelbaren Umgebung des Kindes zu identifizieren sind.

Und es gibt darüber hinaus eine Verbindung von makrosozial und mikrosozial angesiedelten Risiken wie von Natur und durch Menschen verursachte Katastrophen, Kriegs- und Terrorerlebnisse, politische Gewalt, Gewalttaten, beobachtete Gewalterlebnisse, sexueller Missbrauch und körperliche Misshandlung, schwere Verkehrsunfälle, schwere Erkrankung oder Tod eines bzw. beider Elternteile oder die Diagnose einer lebensbedrohenden Erkrankung.

All das sind reelle Risiken im Leben eines Kindes in der heutigen Gesellschaft. Diese können kompensiert werden, wenn im familiären System zumindest die Prozesse angemessen funktionieren. Allerdings haben wir das System Familie so organisiert, dass wichtige Lebensressourcen aus diesem System für die Kinder nicht genutzt werden. Ich will das an einem Beispiel zeigen, unter Rückgriff auf eine Studie der University of Nebraska, die 1980 begonnen und zwanzig Jahre lang durchgeführt wurde. Man hat dabei über 2000 Familien untersucht – mit Blick darauf, was die Eltern für ihre Kinder

leisten. Das hat man spezifiziert, indem man sagte, die Eltern investieren Geld für ihre Kinder, sie können aufgrund ihrer Ausbildung und des sozialen Rahmens die Entwicklung ihrer Kinder stimulieren. Das ist, wenn Sie so wollen – ich verwende diese unangemessenen Termini – das Finanz- und das Humankapital. Und das dritte Kapital, das Sozialkapital, ist die Qualität der Partnerschaft und die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung. Die Autoren haben damals die Kinder im Alter von sieben bis 19 Jahren mit untersucht und die Entwicklung dieser Kinder auf Basis der 1980 erhobenen Merkmale der Eltern für die nächsten zehn bis zwanzig Jahre zu prognostizieren versucht.

Das Interessante war, dass in einer ersten Analyse das Finanz- und das Humankapital mit einbezogen wurden. Das Einzige, was die Autoren vorhersagen konnten, war das Niveau der Ausbildung, welches das Kind erreichen wird. Das ist genau das, was uns die PISA-Studie bescheinigt: Die soziale Herkunft entscheidet über das Niveau der Ausbildung. Das Traurige dabei ist, dass es dem Bildungssystem nicht gelingt, diesen Zusammenhang zu verändern. Und ich kenne kein schlechteres Zeugnis für ein Bildungssystem als ebendieses! Aber Finanzkapital und Humankapital haben keine Effekte auf Merkmale der kindlichen Entwicklung. Dies wird allein über das Sozialkapital erreicht: Prozessuale Aspekte beeinflussen die Entwicklung, nicht das Geld und nicht die Struktur. Dies ist deshalb eine wichtige Erkenntnis, weil Sie so im Alltag auftretende soziale Phänomene gut interpretieren können.

Sie stellen fest, dass eine Familie, die strukturell und ökonomisch keine Belastungen hat, dennoch Kinder hervorbringen kann, die problematisch sind. Die Erklärung liegt darin, dass möglicherweise die Prozesse in diesen Familien nicht gut funktionieren. Oder umgekehrt: Sie haben belastete Familien, die dennoch gesunde Kinder bekommen – warum? Weil die funktionierenden Prozesse die strukturellen und finanziellen Belastungen kompensieren können. Dies ist deshalb eine wichtige Erkenntnis, weil sie den Hinweis gibt, auf welcher Ebene man intervenieren muss, wenn man Einfluss auf die nächste Generation haben will: Das gilt für die sozialen Dienste und für die Bildungssysteme in gleicher Weise.

Die zitierte Studie hat zudem herausgefunden, dass väterliche Merkmale maßgeblicher sind für die berufliche Laufbahn des Kindes als mütterliche: Väterliche Merkmale sind prognostisch relevanter dafür, ob das Kind psycho-

logische Belastungen auf sich nehmen muss, d. h., der Vater ist ein wenig dominanter bei der Entwicklung des Selbstwertgefühles des Kindes.

Wir haben 157 Längsschnitt-Studien über die Auswirkungen von Trennung und Scheidung auf die Kinder. Und alle kommen zu dem Befund, dass am ehesten das Selbstwertgefühl des Kindes beeinträchtigt wird. Warum? Weil in der Nachscheidungsphase die Vater-Kind-Beziehung am ehesten in Mitleidenschaft gezogen wird.

Die Mütter dagegen scheinen das soziale Netz der Kinder zu regulieren: die Qualität der Beziehung zu den Eltern, zu den Verwandten oder zu den Freunden. Sie steuern die Qualität des Beziehungsnetzes. Was weiters interessant ist: Beide Elternteile sind in gleichem Umfang für die Lebenszufriedenheit relevant.

Diese Befunde haben mich veranlasst, diesem Phänomen auch in der Bundesrepublik Deutschland nachzugehen und die Frage aufzuwerfen, ob wir nicht doch ein System „elterlicher Ressourcen“ haben, die wir nicht nutzen oder denen das System keine Chance eröffnet, angemessen genutzt zu werden.

## Gewandeltes Verständnis von Vaterschaft

Alle relevanten Studien über die Vater-Kind-Beziehung setzten sich mit der Frage auseinander, ob die Väter präsent sind, wie viele Aufgaben sie in der Familie übernehmen und von welcher Qualität die Vater-Kind-Beziehung ist. Und alle kamen zum gleichen Ergebnis: Die Väter sind nicht präsent. Sie sind mehr in den Beruf involviert. Daraus wurde geschlossen, dass Väter nicht so viel Interesse am Familienleben haben, teilweise sogar situativ dazu gezwungen werden, daran Anteil zu nehmen – und der Appell war klar an die Männer gerichtet: Sie mögen sich bitte für ihre Familie engagieren! Es ist eine der schlimmsten Schlussfolgerungen, die die Forschung, auch in diesem Land, in den letzten zehn Jahren gezogen hat, weil sie auf einer völlig falschen Hypothese aufbaut: dass das, was wirklich getan wird, auch die Funktion dessen ist, was man sich wünscht und was man verwirklichen möchte.

Meine Hypothese lautete hingegen: Das Ergebnis sagt mehr über das System als über die Wünsche der Betroffenen aus. Ich habe deshalb meine Studie, die für die Bundesrepublik Deutschland repräsentativ ist und an der wir vier

Jahre gearbeitet haben, anders angelegt: Es interessierten mich die subjektive Konstruktion von Vaterschaftskonzepten und die objektive Umsetzung – also beides. Und in dieser Studie ist es gelungen, mit einem sehr robusten Instrument dem Phänomen näher zu kommen, wie Männer ihre Vaterschaft konstruieren (welche Visionen sie entwickeln, was sie gerne hätten ...), um dann zu sehen, was sich davon verwirklichen lässt. Das Instrument sieht vier Facetten von Vaterschaft vor (siehe unten) und lässt die Männer, deren Frauen und die Kinder einschätzen, wie die Anordnung der vier Facetten gewichtet wird.

Beispiel: Ein Mann, der sagt: „Ich bin da, um das Brot für meine Familie zu verdienen, um danach auch Zeit für meine Kinder zu haben“, ist der typische „Brotverdiener“, ein konservativ orientierter Mensch, der seine väterliche Funktion primär in der Funktion des Brotverdienens sieht. Ein Mann aber, der sagt: „Für mich ist es wichtig, Zeit für meine Kinder zu haben und für meine Familie da zu sein“, und natürlich auch danach das Geld zu verdienen, ist ein Erzieher, ein sozialer Vater.

Wir haben diese vier Funktionen, die soziale Funktion, die Brotverdienerfunktion, die instrumentelle und die Bereitschaft, auf Karriere zugunsten der Familie zu verzichten, in vier Stichproben untersucht:

- bei noch kinderlosen Männern
- bei Männern, die jetzt gerade Väter werden. Wir haben sie dreimal untersucht (während der Schwangerschaft, vier bis sechs Monate nach der Geburt und 20 Monate nach der Geburt eines Kindes)
- bei Männern und Frauen, die Kinder kurz vor der Einschulung hatten (wir haben sie zweimal untersucht: sechs Monate vor der Einschulung und sechs Monate danach)
- bei Vätern mit Kindern im Alter von zehn bis 15 Jahren

Das Ergebnis war für alle überraschend, nämlich: Die dominante Funktion in der subjektiven Konstruktion ist die soziale Vaterschaft, nicht das Brotverdienen! Das heißt, wir haben ein gewandeltes Verständnis von Vaterschaft, und diese Norm ist absolut stabil über die individuelle Entwicklung. Sie ist dominant bei den noch kinderlosen Männern, sie ist dominant bei den werdenden Vätern, bei Vätern mit Kindern im Vorschulalter und in der Pubertät.

Was uns überrascht hat, ist die Stabilität dieses Konzeptes: Es gab keine Unterschiede zwischen Frauen und Männern, zwischen Ost- und Westdeutschland – und die individuelle Erfahrung als Vater verändert das Konzept nicht.

Wenn Sie Väter, denen die soziale und die instrumentelle Funktion wichtig sind, mit den Vätern kontrastieren, denen die ökonomische Funktion wichtig ist und die Bereitschaft fehlt, auf Karriere zugunsten der Familie zu verzichten, dann haben Sie 67 Prozent der Väter, die sich primär als Erzieher definieren, und 33 Prozent als Brotverdiener. Die Realität lässt diesem Konzept jedoch keine Chance! Das heißt, dieses Konzept kann in diesem System nicht umgesetzt werden: Wir haben in einem Längsschnitt, den ich seit zehn Jahren führe, sehr genau die Faktoren identifiziert, die zur Verhinderung dieses an sich wünschenswerten, politisch propagierten, von allen geforderten Konzepts führen.

### **Bildungssystem reagiert nicht auf aktuelle Herausforderungen**

Ich möchte den ersten Teil meiner Ausführungen mit einer Bemerkung abschließen und damit zum Bildungsteil übergehen: Die Bildungssysteme von heute, in Österreich wie in der Bundesrepublik Deutschland, sind nicht geeignet, Antworten auf kontextuelle Herausforderungen bereitzustellen. Das Bildungssystem ist nicht so gut, um auf Problemstellungen zu reagieren, die etwa aus den Bereichen soziale Ausgrenzung, Migration, Mobilität oder Armut resultieren.

Dies hängt damit zusammen, dass wir ein Bildungsverständnis entwickelt haben, das zu kindzentriert ist: Das Kind bildet sich selbst! Diese Art des Bildungsverständnisses ist meines Erachtens nicht geeignet, ein Bildungssystem zu entwickeln im Sinne der Herausforderungen, die von außen resultieren.

Wir führen international seit Beginn der 90er Jahre eine höchst spannende Debatte darüber, wie moderne Bildung konzeptualisiert werden soll, damit die Kinder auf eine Welt, die sich so verändert hat, angemessen vorbereitet werden. Meine Position ist: Der beste Weg, um Kinder angemessen auf die Zukunft vorzubereiten, ist eine funktionierende Partnerschaft der Eltern und eine zeitgemäße Bildung: Das sind die Ressourcen, die wir den Kindern auf den Weg mitgeben müssen! Deshalb möchte ich kurz auf die bildungspolitische Debatte eingehen, die seit Mitte der 90er Jahre mit der Feststellung der

Politik begonnen hat, dass vor allem der vorschulische Bereich neu bewertet werden muss, weil er das Fundament im Bildungssystem darstellt und deshalb in diesem Bereich Bildung von hoher Qualität in allen Einrichtungen gesichert werden muss. Das begann mit dem Bildungsplan in Neuseeland, der in hohem Maße die kulturellen Differenzen reflektiert – etwas, das unsere Systeme gänzlich vernachlässigen!

Andere Länder wie Griechenland oder Frankreich haben ihre Pläne ebenfalls aktualisiert. Finnland hat zwei Bildungsreformen innerhalb von sieben Jahren im vorschulischen Bereich durchgeführt. Dänemark, ein sehr konservatives Land, was Steuerung betrifft, entschloss sich 1999, eine nationale Agentur für Evaluation einzurichten, um 2003/2004 einen Bildungsplan einzuführen. In Deutschland waren wir in Bayern die Ersten, die einen solchen Bildungsplan gefordert und erstellt haben.

Heute, drei Jahre danach, gibt es kein einziges deutsches Bundesland, das nicht solch einen Bildungsplan vorgelegt hat. Dies sind alles Bildungspläne der ersten Generation, weil sie auf eine Einrichtung fokussieren, in der Regel auf den Kindergarten und/oder auf die Kinderkrippen. Sie umfassen eine Entwicklungsstufe und konzentrieren sich sehr auf die Institution als solche.

Seit zwei Jahren wurde allerdings dazu übergegangen, Bildungspläne der zweiten Generation zu entwickeln. Diese beginnen mit der Entwicklung des Curriculums in England für die 0- bis 3-Jährigen. Das ist der einzige ausgearbeitete Plan für die Bildung von Kindern unter drei Jahren. Dieser Plan wird jetzt von meinem Institut und von der Bertelsmann-Stiftung ins Deutsche übersetzt. Er wird Anfang des nächsten Jahres für alle Einrichtungen Deutschlands kostenfrei zur Verfügung stehen. Der Plan verfolgt das Ziel, ein sozial kompetentes Kind zu haben, einen guten Kommunikator, einen kompetenten Lerner und ein gesundes Kind. Das heißt, die Zielrichtung moderner Bildung ist nicht mehr das Wissen, nicht die Fertigkeiten, nicht mehr die Vermittlung von Lernfeldern, sondern diese zu nutzen, um Grundkompetenzen für die Kinder zu stärken.

Wenn es uns nicht gelingt, ein klares Bild über die Kompetenzen zu entwickeln, die die Kindergärten bzw. -krippen zu stärken hat, verbleiben wir auf einer ineffizienten Ebene der Organisation von Bildung. Die Entwicklungsdi-

mensionen verfolgen nicht das gleiche Bildungskonzept für alle Altersstufen in den ersten drei Jahren, sondern haben schon vier unterschiedliche Niveaus, wo die Bildung anders, qualitativ unterschiedlich organisiert wird. Ferner reflektieren sie in hohem Maße die kulturellen Besonderheiten, die besonderen Bedürfnisse der Kinder innerhalb eines jeden Entwicklungsniveaus, das heißt: Wir forcieren eine Individualisierung unter besonderer Beachtung der Eigenart eines jeden Kindes.

## Individualisierte Bildungspläne

Letztendlich muss ein modernes Bildungssystem nicht Gruppenpläne, sondern individualisierte Bildungspläne entwerfen. Das ist eine Herausforderung, der wir uns zu stellen haben: Das ist nunmehr der Bildungs- und Erziehungsplan für Kinder von null bis zehn Jahre. Ich kenne bislang sonst keinen Plan, der institutionenübergreifend entworfen wurde. Wir müssen diese alten Philosophien aufgeben, die den Kindergarten und die Grundschulen kennzeichnen, und die Bildung und die Erziehung der Kinder auf eine gemeinsame Grundlage stellen.

Unser Bildungsplan fokussiert nicht auf die Institution (die Institution ist für uns eines der Medien, in dem Bildung stattfinden kann), sondern auf das sich entwickelnde und lernende Kind. Es ist ein institutionenübergreifender Bildungsplan, der zudem lernortorientiert ist: Das heißt, er ist nicht nur für die Institution Schule und Kindergarten konzipiert, sondern beinhaltet sämtliche Lernorte, wo Bildung stattfindet: Tagesmütter, Spielgruppen, Horte und alle anderen Lernorte.

Wenn ich also nicht das System, sondern das Kind stärken will, dann macht es Sinn, dort zu investieren, wo der Löwenanteil der kindlichen Entwicklung stattfindet. Wir haben eine hohe Differenzierung, und wir entwerfen eine völlig neue Konzeption, wie man das System konsistent machen kann. Das, was der Kindergarten an Effekten leistet, verschwindet spätestens am Ende der zweiten Grundschulklasse. Mehrere Studien belegen das. Dies ist der Fall, weil die Prozesse nicht ähnlich organisiert sind – und die Grundschule nutzt nicht die Effekte, die der Kindergarten erreicht hat. Wir hingegen haben unsere Pläne als das Produkt eines dialogisch-emanzipatorischen Prozesses entworfen, in den die Perspektiven all jener einfließen, die Verantwortung

für Kinder tragen – und die soziale Akzeptanz dieses Planes liegt bei 95 Prozent!

Wir müssen uns im Klaren sein, welche Ziele moderne Bildung verfolgt, damit sie unsere Kinder und Jugendlichen auf eine Welt vorbereitet, die nicht prognostizierbar ist: Wir brauchen starke Kinder, kommunikations- und medienkompetente Kinder, Kinder als kreative und fantasievolle Künstler, Kinder als aktive Lerner, Forscher und Entdecker, verantwortungsvoll und wertorientiert handelnde Kinder. Wenn ich keine anthropologische Vision habe, dann kann ich keine moderne Bildung entfalten.

Und wir ordnen diesen Bereichen Lernfelder zu, um zu verdeutlichen, dass diese Lernfelder, wenn sie umgesetzt werden, nicht sich selbst dienen, sondern genutzt werden, um diese Entwicklungsdimension zu stärken. Was wir erreichen wollen:

- Starke Kinder über Emotionalität und soziale Beziehungen, über die Bewältigung zu lernen, wie man Lebenspraxis bewältigt. Bewegung, Sport und Gesundheit können genutzt werden, um die Kinder in dieser Dimension zu stärken, aber auch andere Dimensionen können hier eingebaut werden.
- Kommunikationsfreudige und medienkompetente Kinder über Sprache („Literacy“), Literatur und über Medien, Kinder als kreative und fantasievolle Künstler über bildnerische und darstellende Kunst, Musik und Tanz ... Nicht die Durchführung von Tanz und Musik ist das Ziel, sondern die Nutzung dieser Medien, um diese Dimension zu stärken! Und ich habe voriges Jahr in Wellington, Neuseeland, einen Maori-Tanz vorgeführt bekommen, und auf die Frage hin, welche Entwicklung gestärkt werde, war die Antwort: „Stärkung früher mathematischer Bildung.“ D. h., man hat mittels des Tanzes den Kindern mathematische Begriffe vermittelt!
- Kinder als kreative Lernende, Forscher und Entdecker: Stärkung und Vermittlung naturwissenschaftlich-technischen Verständnisses, von Medienkompetenz und von früher mathematischer Bildung. Die Deutsche Telekom-Stiftung wird hier ein Fünfjahresprogramm entfalten, im Zuge dessen neue Pläne entwickelt werden, wie man das im Kindergarten erreicht, inklusive Beobachtungs- und

Dokumentationssysteme, die dazugehören.

- Verantwortungsvoll und wertorientiert handelnde Kinder: Religiosität und Werteorientierung, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Umwelt und Politik sind Felder, in denen wir dieses Ziel verwirklichen können.

Die beste Vorbereitung auf das Leben ist, die Kinder in ihren Grundkompetenzen zu stärken. Das ist das, was sie immer wieder brauchen werden! Und diese Grundkompetenzen teilen wir ein in individuumsbezogene Kompetenzen zum Handeln im sozialen Kontext, in Lernen und lernmethodische Kompetenz und in den kompetenten Umgang mit Veränderung und Belastung: Darunter verstehen wir, die Kinder in ihren personalen, kognitiven und körperbezogenen Kompetenzen wie auch im emotionalen Bereich zu stärken. Drei Punkte möchte ich herausgreifen:

- Die Stärkung des Selbstwertgefühls eines Kindes: Wer einem Kind hilft, ein positives Selbstkonzept zu entwickeln, hat eine wunderbare Voraussetzung geschaffen, um mit Schwierigkeiten und Herausforderungen am ehesten umzugehen! Oder metaemotionale Kompetenz als die Grundkompetenz zur erfolgreichen Gestaltung von Beziehungen. Und schließlich: In einer Gesellschaft, wo ein unverantwortlicher Umgang mit der eigenen Gesundheit nicht unüblich ist, macht es Sinn, den Kindern früh diese Kompetenz zu vermitteln: nämlich Verantwortung für die eigene Gesundheit zu übernehmen.
- Bei den Kompetenzen zum Handeln im sozialen Kontext sind soziale Kompetenzen, Entwicklung von Werten und Orientierungskompetenz, Fähigkeit und Bereitschaft zu Verantwortungsübernahme enthalten: Das Schulsystem bietet den Kindern keine angemessenen Chancen, entwicklungsadäquat Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen – und das Forschungssystem unterfordert die Kinder kognitiv in chronischer Art und Weise.
- Und schließlich die Fähigkeit und Bereitschaft zu demokratischer Teilhabe: Moderne Bildungspläne, wie wir sie momentan entwerfen und umsetzen, gehen genau diesen Weg.

## Förderung von Widerstandsfähigkeit

Die Förderung der Widerstandsfähigkeit ist absolut neu in Bildungsplänen! Wir werden die Welt nicht so gestalten können, dass sie ohne Belastungen für die Kinder ist. Aber wir haben die Verantwortung und die Pflicht, unsere Bildungssysteme so zu gestalten, dass unsere Kinder zumindest befähigt werden, angemessen damit umzugehen, angemessen im Sinne der Reduktion des individuellen Risikos und vielleicht auch im Sinne der Nutzung der Belastungen, um mehr Wachstum für sich zu erreichen.

Es geht also um Resilienz als die psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern und Jugendlichen gegenüber biologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken, das heißt die Fähigkeit, erfolgreich mit belastenden Lebenssituationen umzugehen. Resilienz meint damit den Prozess, die Fähigkeit oder das Ergebnis erfolgreicher Anpassung angesichts herausfordernder Umstände im Sinne von psychischem Wohlbefinden und/oder effektiven Austauschbeziehungen mit der Umwelt.

Das Phänomen der Resilienz impliziert zwei Kriterien: Zum einen muss eine signifikante Bedrohung für die Kinder gegeben sein (z. B. schwer wiegende Lebensereignisse oder Traumata), zum anderen setzt sie eine positive Anpassung und Bewältigung dieser widrigen Lebensumstände voraus; d. h. die Abwesenheit psychischer Störungen beim Kind sowie Erwerb und Erhalt altersgemäßer Fähigkeiten und Kompetenzen. Diese können Sie verwirklichen, indem Sie dem Kind helfen, die protektiven Faktoren, die beim Kind, in der Familie und in der sozialen Umgebung vorhanden sind, nutzen zu lernen, um das eigene Risiko zu reduzieren. Das heißt: Bildung von heute erschöpft sich nicht nur in der Stärkung von Kompetenzen, sie muss auch auf einer Metaebene dem Kind die Fähigkeit vermitteln, diese zu mobilisieren und zu nutzen, um schwierige Situationen angemessen zu bewältigen. Kompetente und fürsorgliche Erwachsene können dem Kind in schwierigen Situationen (etwa bei Trennung bzw. Scheidung der Eltern) eine Hilfe und Unterstützung sein.

Ressourcen auf kommunaler Ebene sind Familienzentren, Beratungsstellen, medizinische Versorgungseinrichtungen. Prosoziale Rollenmodelle müssen vorhanden sein: Normen und Werte im System, Gleichaltrige, zu denen positive Beziehungen aufgebaut werden können. Ich habe sehr viele Kinder untersucht,

die die Scheidung ihrer Eltern erleben. Manche haben sich dadurch stabilisiert, dass sie ein anderes Kind gefunden haben, das die Scheidung der Eltern bereits erlebt hat, und so Hilfe und Unterstützung bekommen. Positive Erfahrungen in den Bildungseinrichtungen helfen den Kindern, diesen Weg zu gehen.

Generell haben wir zwei Wege der Intervention: einerseits das Kind als Adressat, nämlich das Kind in der Kompetenz seiner eigenen Ressourcen zu mobilisieren, andererseits die soziale Umgebung, in der das Kind sich aufhält oder von der es gebildet wird, als eine solche, die das Kind in diese Richtung unterstützt.

Positive Temperamenteigenschaften: Selbstwirksamkeitsüberzeugung, hohes Selbstwertgefühl, Selbstvertrauen, Fähigkeit zur Selbstregulation, interne Kontrollüberzeugung, Problemlösefähigkeiten, intellektuelle Fähigkeiten sind Ressourcen beim Kind, die das Kind lernen sollte dann einzusetzen, wenn es vor Herausforderungen steht. Hohe soziale Kompetenz, aktives sensibles Bewältigungsverhalten, Talente, Interessen und Hobbys, Glaube und Religiosität – viele Menschen bewältigen Probleme mit dem Glauben –, optimistische, zupersichtliche Lebenserfahrung und Kreativität sind weitere Ressourcen, die wir nutzen können!

## Mehr Diversität wagen

Ich komme zu meinem letzten Punkt, nämlich: Wenn wir wirklich Verhältnisse wie in Frankreich vermeiden wollen, dann müssen wir früh beginnen, und wir brauchen eine andere Philosophie von Integration und ein anderes Verständnis von Differenzen. Mit anderen Worten: Wir müssen mehr Diversität im System wagen, d. h. die Unterschiede im System anders behandeln und bewerten, als dies bisher der Fall war. Das Bildungssystem hat auf Differenzen entweder mit Ignorieren oder schlimmstenfalls mit deren Beseitigung geantwortet: ein Standard für alle. Heute aber stellen wir fest, dass in einer Gruppe Kinder unterschiedlichen Alters sind, dass es Mädchen und Buben gibt, Kinder mit unterschiedlichem kulturellem und sozialem Hintergrund, Kinder mit besonderen Bedürfnissen (hochbegabt oder mit erhöhten Entwicklungsrisiken). All dies sind Kinder, die eine Gruppe charakterisieren, und wenn wir uns hier so sehen, dann werden wir feststellen, dass wir alle unterschiedlich sind.

Die Frage ist aber nicht die, ob wir unterschiedlich sind, sondern das Problem resultiert aus der Qualität des Umgangs und der Art der Bewertung. Deshalb ist es ein Bildungsproblem, und wir empfehlen, das Motto zu akzeptieren, das voriges Jahr bei der internationalen Fachtagung in Melbourne präsentiert wurde: „One world, many childhoods“ – eine Welt, aber viele Kindheiten! In der Gruppe viele Kinder: Jedes Kind ist ein Individuum, das sich nicht vergleichen lässt mit dem nächsten. Wenn Sie dort eine Einrichtung besuchen, dann werden Sie sehen, dass diese Diversität in Fotografien am Eingang der Einrichtung positiv präsentiert wird und die Begrüßung in den Muttersprachen dieser Kinder erfolgt – kulturelle Vielfalt also als Reichtum! Sie wird bejaht, begrüßt und genutzt – als Lernerfahrung. „Du bist Italiener – wunderbar! Du bereicherst uns!“ Wenn wir auf diese Art der Akzeptanz, der Bejahung und der Begrüßung von Differenzen nicht eingehen, wenn wir sie nicht auf der Ebene der gegenseitigen Wertschätzung gestalten und wenn wir nicht be-greifen, dass die unterschiedlichen Stärken, die in diesen Kindern stecken, wenn sie zusammenkommen, zu besseren Ergebnissen, zu mehr gemeinsamem Gewinn führen, werden wir Integration nicht erreichen!

Deshalb verlange ich ein anderes Verständnis, einen anderen Umgang mit Differenzen, wie er in anderen Bildungssystemen längst Realität ist. Unsere Einrichtungen dagegen sind absolut monokulturell ausgerichtet! Es gibt nur wenige Ausnahmen. In Wellington oder in anderen Städten Neuseelands finden Sie indes Beschriftungen in beiden Sprachen: Englisch und Maori. Mehrsprachigkeit und kulturelle Offenheit stellen einen Reichtum dar, der nicht im Gegensatz zu einer gesunden kulturellen Einbettung eines jeden Kindes steht!

## Risikogruppen stärken

Wir brauchen präventive Konzepte, die die elterliche Kompetenz, vor allem in Risikogruppen, stärken. Das hat uns eine kanadische Studie sehr schön gezeigt. Dort wurden nämlich zwei Gruppen von Eltern in den Untersuchungsplan aufgenommen: Eine Gruppe war keine Risikogruppe, und die zweite war eine Risikogruppe, und die Gruppen wurden wiederum unterteilt: Ein Hälfte wurde jeweils in der elterlichen Kompetenz gestärkt; und dann hat man mittel- und langfristig die soziale Entwicklung der Kinder beobachtet.

Und siehe da, bei den Gruppen, wo bei den Nichtrisikokeltern interveniert wurde, erreichten die Kinder in der sozialen Integration noch höhere Werte. Aber auch ein anderer Befund ist interessant: Wenn die Kinder von Risikogruppen bei Eltern aufwachsen, die nicht gestärkt wurden, sind sie unterdurchschnittlich. Wenn die Eltern Hilfe bekommen, erreichen deren Kinder exakt die Werte aus Nichtrisikogruppen und nicht geförderten Familien. Das heißt, der beste Weg, um soziales Risiko in der Gesellschaft zu vermeiden, ist die Stärkung von Elternschaft vor allem in Risikofamilien.

Wir müssen uns alle in einer Gesellschaft mit dem schwierigsten Problem öffentlich auseinandersetzen, nämlich: Wie viel sind uns Kinder und Familien in unserer Gesellschaft wert? Wie viel sind wir bereit zu investieren? In Österreich und Deutschland investiert man für die Kinder die Hälfte dessen, was die OECD fordert – und Schweden investiert viermal so viel, wie wir das hier tun, deshalb müssen wir allmählich begreifen, dass Bildung eine Investition ist, die sich für die Gesellschaft rentiert.

Wir müssen die Position einnehmen, dass Kinder ein unveräußerliches Recht auf beste Bildung haben, das nicht zur Disposition der Erwachsenen steht, und wir müssen endlich begreifen, dass Bildung eine öffentliche Pflichtaufgabe ist, vor allem dann, wenn wir das Ziel verfolgen, soziales Risiko und dessen Folgen individuell und gesellschaftlich zu reduzieren.

Wir Älteren sollten uns darauf besinnen, dass die Zukunft eines Landes mit der Qualität der Antworten eng zusammenhängt, die wir heute für die Bildung und Erziehung unserer Kinder und für die Bedürfnisse und Sorgen unserer Familien bereithalten. Möge es uns gelingen! Nur ein Land, dem die Belange und das Wohl seiner Kinder am Herzen liegen und das bereit ist, für seine Familien und für seine Kinder zu investieren, kann seiner Zukunft zuversichtlich entgegensehen.

Peter Schlögl

## **Die sozioökonomische Situation und ihre Folgen für junge Menschen in Österreich (Wurzeln der Jugendarbeitslosigkeit)**

## Ausgangslage und Hintergrund

Weltweit sind rund 1,2 Mrd. der Erdbevölkerung (knapp 20 %) 15- bis unter 25-jährig.

- 200 Mio. davon leben in Armut bzw. leiden unter Hunger.
- 130 Mio. davon sind Analphabeten.
- 88 Mio. davon suchen Arbeit.

Für Österreich fallen 956.734 Menschen (knapp 12 % der Wohnbevölkerung) in diese Altersgruppen, deren Arbeitsmarktlage sich in den letzten Jahren – durchaus entgegen dem gesamteuropäischen Trend – zunehmend verschlechtert hat. So zeigen Daten des AMS zur Arbeitsmarktlage im Oktober 2005:

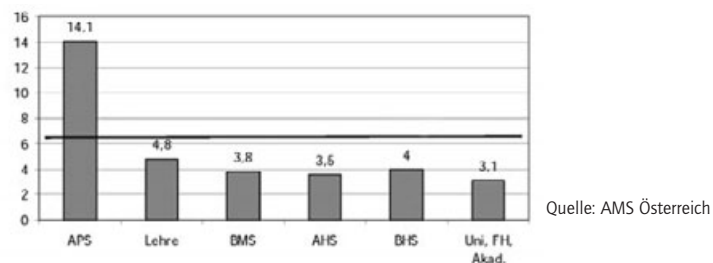
- 42.520 Jugendliche sind beim AMS vorgemerkt (17,9 % aller AL).
- 20.281 sind derzeit in Schulung beim AMS.
- 6766 Jugendliche sind Lehrstellensuchende (sofort verfügbar).

Weiters ist festzuhalten, dass:

- rund 5 % der 15-Jährigen nach der Pflichtschule die Ausbildung nicht fortsetzen.
- rund 20 % der beschulten 15-Jährigen über nur sehr schwache Fähigkeiten im sinnverstehenden Lesen (PISA-Daten) verfügt.

Das Arbeitslosigkeitsrisiko für jene Gruppen, die keine weiterführenden Bildungsgänge besuchen, liegt deutlich über jenem von Personen mit Abschlüssen auf der oberen Sekundarstufe oder darüber.

### Arbeitslosigkeitsrisiko nach Bildungsabschlüssen (Stand Aug. 2005)



Der Zusammenhang zwischen Bildungsinformationen, sozialer Herkunft, Leistungen und dem erreichten Bildungsgrad und damit verbunden den Arbeitsmarktergebnissen junger Menschen ist international und national unbestritten, sowohl in der bildungspolitischen als auch in der bildungswissenschaftlichen Diskussion.

Dennoch fehlten bisher eindeutige Belege auf Ebene der Nahtstellen des österreichischen Bildungssystems, um eine ganzheitliche Betrachtung aller Schul- bzw. Ausbildungswahlprozesse bis Ende der Sekundarstufe zu ermöglichen. Über den Wechsel von der Primarstufe zur unteren Sekundarstufe liegen z. B. kaum Daten vor, vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil dies international gesehen z. T. ein Sonderweg ist. Die wenigen Studien bisher beziehen sich primär auf den Schulleistungsaspekt. Der gegenständliche Beitrag stellt Daten vor, die 2003 im Umfeld von Bildungswegentscheidungen erhoben wurden (Schlögl & Lachmayr, 2004). Auch wurden für Österreich relevante Einflusskriterien für Schullaufbahnentscheidungen über den gesamten schulischen Bereich hinweg umfassend identifiziert, quantifiziert und analysiert.

Rezente bildungsökonomische Ansätze erweitern die ursprünglichen Kriterien der Rational-Choice-Theorie (z. B. für alle Bevölkerungsgruppen idente Ertragsraten aus einer Bildungsinvestition), indem die soziale Position der Individuen einbezogen wird und Unterschiede in den Bildungserträgen zentrale Bedeutung erlangen. Demnach treffen die Akteure in erster Linie aufgrund ihrer Positionierung im gesellschaftlichen Statussystem systematisch unterschiedliche Bildungsentscheidungen. Die dabei kalkulierten Kosten und Erträge sind jeweils in Abhängigkeit zur sozialen Position zu sehen. Außerdem wird berücksichtigt, dass die Akteure (anders als in der reinen Rational-Choice-Theorie) nicht umfassend über die Konsequenzen der Bildungsentscheidungen hinsichtlich des zu erwartenden Lebenseinkommens informiert sein können (eine auch theoretisch fundierte Einführung bietet Hill, Paul B., 2002).

Durch eine repräsentative Querschnittsuntersuchung im Auftrag von ÖGB und AK (Stichprobe über 2850 Elternhaushalte) im Herbst 2003 jeweils vor und nach den relevanten Schnittstellen des österreichischen Bildungssystems konnten nun Daten zu Sozialindikatoren wie Familien- und Haushaltssituation, Berufs- und Einkommenssituation, Bildungsstatus und Herkunft der Eltern, regionaler Erreichbarkeit von Bildungseinrichtungen sowie Bildungsaspiration und



Leistungsfähigkeit des Kindes erhoben werden. Die Daten zeigen tatsächlich bei den allermeisten Indikatoren markante Unterschiede nach den gewählten Bildungsgängen bei den großen Schnittstellen 4./5. und 8./9./10. Schulstufe und den hochschulischen Bildungswegen. Folgt man aktuellen Definitionen von Bildungsungleichheit als aggregierter Folge vorausgegangener individueller Bildungsentscheidungen, so ist dieser Befund für ein Bildungssystem wie das österreichische, wo solche Entscheidungen mehrmals im Verlauf einer Bildungskarriere an den verschiedenen Übergängen zu treffen sind, von großer Bedeutung.

### **Sozialer Hintergrund und Bildungswegentscheidung**

Die in der gegenständlichen Studie erhobene Verteilung der SchülerInnenhaushalte jeweils zu Beginn der verschiedenen Bildungslaufbahnen – berücksichtigt man die angeführte Erweiterung der Rational-Choice-Theory – eignet sich als Indikator für eine eventuell herkunftsbedingte Bildungsungleichheit. Die elterlichen Bildungsentscheidungen und Lebensplanungen für das Kind (nach sozialem Hintergrund), die im Vorfeld institutioneller Regelungen und der Selektion des Bildungssystems selbst Platz greifen, sind hier von wesentlichem Einfluss.

Grundsätzlich kann von einer Gleichverteilung der kognitiven Leistungsfähigkeit in den SchülerInnenpopulationen ausgegangen werden. Schulische Leistungsfähigkeit wäre demnach zunächst über alle sozialen Hintergründe hinweg als gleichmäßig verteilt anzusehen. Die tatsächliche schulische Performance jedoch wird von zusätzlichen Faktoren beeinflusst. Hier sind etwa Bildungsressourcen im elterlichen Haushalt, finanzielle Leistungsfähigkeit (evtl. mögliche Nachhilfe etc.) und andere Faktoren hinzuzurechnen. „(...) Eltern aus den oberen Schichten können ihren Kindern in der Schule eher helfen und verfügen (...) über nützliches Wissen, das für das Überleben im Schulsystem relevant ist. Außerdem sind die finanziellen Ressourcen in der Entscheidungssituation bedeutsam, da die Bildungskosten (...) in den unteren Schichten eine relativ zum Familieneinkommen größere Belastung darstellen als in privilegierteren Schichten.“ (Kristen 1999, S. 31). Weiters werden an den jeweiligen Schnittstellen des Bildungssystems die Entwicklungsperspektiven und -ziele der jeweils einflussreichen AkteurInnen bedeutsam: Bildungsaspiration, Gesamteinschätzungen von Bildung hinsichtlich der Aussicht auf einen „gelungenen“ Lebenslauf und anderes.

Aus der aktuellen Forschung ist bekannt: Bei der zweiten großen Schnittstelle erweisen sich nach Bacher (2003) Einkommen, Status, Bildung, Migrationshintergrund, Einwohnerzahl, Geschwisteranzahl, Haushaltsform, mütterliche Erwerbstätigkeit und Geschlecht des Kindes als ausreichend, um für 71 % der SchülerInnen eine korrekte Vorhersage treffen zu können, ob das Kind eine weiterführende Schule besuchen wird oder nicht. Dabei hat der Bildungshintergrund das größte Gewicht, da er sowohl direkt als auch indirekt auf die Bildungspartizipation des Kindes einwirkt: Familien mit niedrigem elterlichem Bildungsstand wählen demnach deutlich unterschiedliche Bildungswege im österreichischen Bildungssystem als jene aus einem sozialökonomisch bevorzugten Umfeld. Jugendliche, deren Eltern ein geringes Bildungsniveau (Primarstufe, Sekundarstufe I) aufweisen, verlassen zudem die Schule signifikant früher als die Vergleichsgruppe mit Kindern aus höheren Bildungshaushalten (Tertiärstufe). Diese Befunde werden durch die aktuelle Erhebung gestützt, und es zeigen sich vergleichbare Effekte auch für die vor- und nachgelagerten Bildungswegentscheidungen.

Eine weitere aktuelle Studie zu Bildungschancen in OECD-Ländern (UNICEF, 2002, S. 21) zeigt, dass der Bildungsstand der österreichischen Eltern auf die Schullaufbahn und den Bildungserfolg der Kinder einen Einfluss hat: Österreichische Kinder aus Familien mit niedrigem Bildungsstand weisen eine um den Faktor 1,7 erhöhte Wahrscheinlichkeit auf, nur unzureichend lesen und schreiben zu lernen. (Spitzenreiter hinsichtlich Chancengleichheit sind Finnland, Irland und Polen mit dem Faktor 1,4; Deutschland 3,0).

### **Verteilung der SchülerInnen ist sehr ungleich**

Es zeigt sich, dass nach der ersten Schnittstelle im Anschluss an die Volksschule in der Hauptschule 30 % der Elternhaushalte als höchsten Bildungsabschluss Matura oder höher angeben, bei der AHS sind dies jedoch 63 %. Der Anteil der Haushalte, die höchstens Pflichtschulabschluss angeben, ist mit 8 % in der ersten Klasse Hauptschule beinahe dreimal so hoch wie in der AHS (3 %). Weiter differenziert sich das Bild an der zweiten Schnittstelle, beim Übergang in die obere Sekundarstufe. In der fünften Klasse AHS haben wiederum knapp zwei Drittel der Elternhaushalte (62 %) als „Bildungsressource“ eine Matura oder einen noch höheren Abschluss aufzuweisen. Bei den berufsbildenden Vollzeitschulen liegt dieser Wert unter einem Drittel (29 % bei BMS und 31 % bei BHS). Nur knapp ein Fünftel (18 %) der Haushalte von

SchülerInnen der Polytechnischen Schule und gar nur 15 % der BerufsschülerInnen-Haushalte verfügen über diese Abschlüsse.

Beim Ende der schulischen Laufbahn zeigt sich bei den maturaführenden Schulformen ein recht unterschiedliches Bild. So stammen 61 % aller AHS-SchülerInnenhaushalte aus der gehobenen oder hohen Schicht, bei den BHS jedoch nur knapp die Hälfte davon (30 %). ReifeprüfungskandidatInnen aus der niedrigsten sozialen Schicht finden sich in den AHS zu 12 % und den BHS immerhin zu 28 %.

An den Hochschulen zeigt sich (gem. der Sozialerhebung bei den Studierenden 2002), dass rund 50 % der Studierenden aus der gehobenen oder hohen Schicht stammen, dies relativ stabil nach den unterschiedlichen Hochschularten – mit leicht niedrigeren Werten für die FH-Studiengänge. Die mittlere Schicht umfasst etwa 30 % der Studierenden.

Da die Höhe der Bildungsabschlüsse statistisch direkt mit der Höhe des Einkommens korreliert, ergibt sich ein entsprechendes Bild beim Nettohaushaltseinkommen bei den beiden schulischen Schnittstellen. Verfügen in der vierten Klasse Volksschule 33 % der Haushalte über max. EUR 1.500,-, 39 % über EUR 1.501,- bis max. 2.400,- und 28 % über mehr als EUR 2.400,- monatlich, so verschieben sich diese Verhältnisse nach dem Schulwechsel erheblich. Während der Anteil des untersten Einkommenssegments in der Hauptschule auf 45 % ansteigt, fällt er in der 1. Klasse AHS auf 27 % zurück. Das beste Einkommenssegment wiederum steigt in der AHS auf einen 40-Prozent-Anteil und fällt in der Hauptschule auf 18 % zurück.

An der zweiten Schnittstelle gelingt es der AHS, das Einkommensprofil beim Übergang von der 4. in die 5. Klasse zu halten, mit leichten Zuwächsen beim obersten Einkommenssegment, das dann bereits fast die Hälfte (49 %) der Haushalte kennzeichnet. Bei den berufsbildenden Vollzeitschulen zeigt sich, dass in den höheren Schulen die größte Gruppe (43 %) dem mittleren Einkommenssegment zuzurechnen ist und knapp ein Drittel (32 %) dem unteren. Bei den mittleren Schulen zeigt sich ein höherer Anteil des unteren Einkommenssegments (42 %) als größte Gruppe und ein etwas niedrigerer Anteil (37 %) im mittleren Einkommensbereich. Die weitaus größte Gruppe von Elternhaushalten, die weniger als EUR 1.500,- monatlich zur Verfügung haben, sind in

der Polytechnischen Schule zu finden, dort sind es 59 %, und nur 11 % gehören dem obersten Segment an. Da diese Schulform ja weitgehend auf eine duale Ausbildung vorbereitet, ist auch die Einkommensverteilung in den Berufsschulen von Interesse. Dort verschiebt sich – nicht zuletzt durch AbbrecherInnen aus den anderen weiterführenden Schulformen – das Verhältnis wieder etwas zugunsten eines höheren Einkommens. Aber dennoch ist fast die Hälfte (47 %) der Haushalte im unteren Einkommenssegment zu finden. Beim obersten Einkommensbereich liegen die Werte für die Berufsschulen im Nahbereich der Ergebnisse der vollschulischen Berufsbildungszweige.

### **Wer schickt seine Kinder wohin?**

Bei der ersten Schnittstelle von der Volksschule in die Hauptschule bzw. AHS-Unterstufe ist hinsichtlich der formalen Bildung im Elternhaushalt ein starkes Ungleichgewicht festzustellen: Eltern mit Matura oder darüber hinausgehenden Ausbildungen (z. B. Hochschule) entsenden ihre Kinder überproportional in die AHS. Fast zwei Drittel (63 %) der Eltern von SchülerInnen in der ersten Klasse AHS verfügen über solche Abschlüsse. Im Vergleich dazu sind es bei den HauptschülerInnen nur 30 %. Kinder mit Eltern, die AbsolventInnen einer Lehre sind, stellen in der Hauptschule knapp ein Viertel dar, in der AHS etwas mehr als 10 %. Berücksichtigt man ferner die Fachschulabschlüsse, so weist mehr als die Hälfte der Hauptschul-Eltern diese mittlere Qualifikation auf, hingegen nur ein Viertel der AHS-Eltern.

An der zweiten Schnittstelle lassen sich weitere Konzentrationen auf bestimmte Bildungszweige aufzeigen. Am auffälligsten ist der Anteil von über einem Drittel (36 %) von Elternhaushalten mit postsekundärer Bildung (Hochschulen und Akademien) in der 5. Klasse AHS gegenüber den anderen Bildungswegen, wo diese Werte nie die 10-Prozent-Schwelle erreichen. Der Hochschulabschluss ist in der 5. AHS der am häufigsten genannte formale Schulabschluss der Eltern. Zu weiteren Konzentrationen kommt es bei den Elternhaushalten mit höchstens Pflichtschulabschluss in den beiden Bildungswegen Polytechnische Schule und Berufsschule mit 17 bzw. 13 % gegenüber 2 bis max. 6 % in den anderen weiterführenden Schulen. Am häufigsten genannt wird in der Polytechnischen Schule und der Berufsschule die Lehre als höchster Abschluss der Eltern.

### Was man sich für seine Kinder erwartet bzw. wünscht (Bildungsaspiration)

Was das Geschlecht des Schulkindes betrifft, so wird für Schülerinnen eine höhere Bildungsaspiration (32 % mittlere Qualifikation, 45 % Matura, 23 % Hochschule) als für Schüler angegeben (40 % mittlere Qualifikation, 39 % Matura, 21 % Hochschule). Ein eindeutiges Ergebnis bringt auch die Analyse der Schichtzugehörigkeit: Die Bildungsaspiration korreliert höchst signifikant mit der Schicht des Elternhaushaltes und zeigt mit höherer Schicht auch eine steigende Aspiration hin zu höherer Bildung. Die Trends von Schicht und Geschlecht des Schulkindes lassen sich auch in der Kombination der beiden Variablen nachweisen.

Deutlich zeigt sich die unterschiedliche Sicht nicht nur hinsichtlich des angestrebten formalen Bildungsniveaus, sondern auch in Hinblick auf die gesamte Einschätzung der Bedeutung von formaler Bildung: Je niedriger die soziale Schicht des Elternhaushaltes ist, umso stärker wird die Bedeutung formaler Bildungsabschlüsse in Frage gestellt. Umgekehrt besteht die Tendenz, dass mit höherer Schicht (die ja die höchste formale Schulbildung im Elternhaushalt berücksichtigt) auch die Notwendigkeit einer hohen Schulbildung verstärkt genannt wird, wenn es um einen gelungenen Lebenslauf (aus Sicht der Eltern) geht. Dass dies einen maßgeblichen Einfluss auf Bildungswegentscheidungen hat – nicht zuletzt wenn aufgrund der schulischen Leistungen prinzipiell verschiedene Alternativen offen stehen –, ist evident.

Eine eindeutig bildungsexpansive Neigung besteht bei Eltern mit höchstens Pflichtschulabschluss. Die größte Gruppe, mehr als die Hälfte, zielt auf einen mittleren Abschluss für das eigene Kind. Bei allen anderen drei Gruppen bilden jene mit einem Bildungsziel im Rang des elterlichen Abschlusses die jeweils größte Gruppe, am deutlichsten bei den HochschulabsolventInnen (61,6 %).

Vergleicht man die angepeilten Abschlüsse jeweils eine Stufe unter- bzw. oberhalb des eigenen Abschlusses der Eltern, zeigt sich, dass bei mittelqualifizierten Eltern eine vergleichsweise höhere bildungsexpansive Neigung zu verzeichnen ist (40 % zu einer Reifeprüfung vs. 4,5 % unterhalb des eigenen Abschlusses). Auch bei Eltern mit Reifeprüfung ist grundsätzlich ein ähnliches Bild zu erkennen, jedoch nicht in dieser Deutlichkeit (32 % Hochschulabschluss vs. 17 % Mittelqualifizierung). Überraschenderweise zielen verhältnismäßig mehr Eltern

mit Pflichtschulabschluss auf einen Hochschulabschluss ihrer Kinder ab als mittelqualifizierte Eltern.

Von zentraler Bedeutung scheint die Reifeprüfung zu sein. Diese wird in drei Fällen als zweithäufigstes Ziel und einmal als häufigstes Ziel genannt, mittlere Qualifikation immerhin zweimal als häufigstes Ziel, sonst jedoch an jeweils dritter Stelle. Der Hochschulabschluss, der bei den hochschulisch gebildeten Eltern so deutlich ausgeprägt ist, hat nur in dieser Gruppe den ersten Rang, bei Eltern mit Matura den zweiten und liegt sonst an dritter Stelle.

### Bildungswahlmotive vom sozialen Hintergrund abhängig

Eine Analyse der Faktoren für die Wahl einer Folgeschule (-ausbildung) zeigt drei voneinander unabhängige Dimensionen von Motiven (es wurden im Fragebogen 22 Einzelmotive vorgegeben und berücksichtigt):

- **zukunftsorientierte Hoffnungen** (z. B. Einschätzung künftiger Arbeitsplatzchancen, einschlägige Berufsausbildung, Traumberuf, erwarteter Verdienst)
- **pragmatische Gründe** (Entfernung, Erreichbarkeit, familiäre Situation, Kosten des Schulbesuchs, Geschwister in der Schule)
- **schultyp- und standortrelevante Aspekte** (Möglichkeit eines Hochschulzuganges, guter Ruf, breit gefächerte Allgemeinbildung und Ausstattung der Schule)

Die jeweiligen Hintergründe, aus denen heraus diese Motive angeführt werden, unterscheiden sich deutlich. Generell am häufigsten werden Aspekte, die dem „Zukunftsfaktor“ angehören, genannt, besonders hohe Zustimmung erfolgt diesbezüglich in der BHS und generell in der achten Schulstufe. Der Faktor mit schultyp- und standortrelevanten Aspekten ist bei Eltern von Mädchen bei der gehobenen und bei hohen Schichten überdurchschnittlich oft zutreffend. Zudem geht der Besuch einer AHS-Oberstufe besonders oft mit diesem Aspekt einher. Hingegen ist der Faktor bzgl. des guten Rufs der Schule oder der Möglichkeit eines Hochschulzuganges bei den anderen Schultypen (v. a. Polytechnische Schule und BPS) nur marginal vertreten.

Der Faktor mit den pragmatischen Gründen (Erreichbarkeit, Kosten etc.) wird mit höherer Schicht immer unbedeutender. Da Schicht und besuchter Schultyp

des Kindes stark korrelieren, zeigt sich besonders bei Eltern von Kindern aus der Berufsschule, der Polytechnischen Schule und der ersten Klasse HS eine überdurchschnittliche Zuordnung zum Faktor der pragmatischen Gründe.

Interessant erscheint auch, dass viele Eltern ihre Kinder trotz einer prinzipiellen Reife (Schulleistung) für die AHS eine Hauptschule besuchen lassen. Über ein Drittel, gut 36 % der Eltern der SchülerInnen der 1. Hauptschulklassen geben an, dass ihr Kind die AHS-Reife gehabt hätte. Die Gründe für den Hauptschulbesuch können von der regionalen Erreichbarkeit bis hin zu beschränkten Aufnahmezahlen an den AHS reichen. Darüber, inwiefern die AHS-Unterstufe und die Hauptschule in gleichem Maße auf eine weiterführende Schule vorbereiten, gehen die Meinungen jedoch auseinander. Dies wird generell nicht unkritisch gesehen und zusätzlich mit steigendem Bildungsabschluss der Eltern zunehmend problematisiert.

### **Lehrlingsentschädigung**

Ob der Erhalt einer Lehrlingsentschädigung ein Grund für die Wahl der Lehre ist, sehen Eltern und deren Kinder völlig anders. So gibt ein knappes Viertel (24 %) der Eltern an, dass dies ein Motiv sei, was jedoch von den Jugendlichen selbst mit 46 % deutlich anders gesehen wird. 82 % der betroffenen Eltern betrachten die Lehrlingsentschädigung als mehr Geld zur direkten Verfügung für das Kind, gleichzeitig wird von 42 % der Eltern das Taschengeld reduziert oder eingestellt. Eine Entlastung des elterlichen Budgets wird für 15 % der Befragten durch Kostgeldzahlungen mit der Lehrlingsentschädigung erreicht, weitere 10 % sehen darin einen Beitrag zum Familieneinkommen. Immerhin, ein Viertel der befragten Eltern gibt an, dass andere Formen der Ausbildung für sie zu hohe Kosten bedeuten würden. Gut zwei Drittel (67 %) der Jugendlichen geben an, gerne rasch unabhängig werden zu wollen, wiederum 57 % der Eltern schätzen ihre Kinder so ein.

### **Soziale Mobilität durch Bildung – Anspruch und Wirklichkeit**

Ziel von modernen, demokratischen Bildungssystemen ist es, neben individueller Chancengleichheit auch auf der Systemebene strukturelle Chancengleichheit herzustellen. Damit verbunden ist die Möglichkeit sozialer Mobilität. Eine internationale Befragung von BildungsexpertInnen hat diesen intendierten Effekt – als besondere Form von Bildungsertrag – auf Akzeptanz und Relevanz hin untersucht und kommt zu dem Schluss: „Zwar gehen immerhin 44 %

der Befragten davon aus, dass Bildung soziale Mobilität ermöglicht und zur Veränderung der sozialen Stratifikation von Gesellschaften beiträgt, entsprechende 43,8 % von verbesserter sozialer und kultureller Mobilität bei vermehrten/höheren Bildungsabschlüssen, aber beiden Aspekten wird in geringerem Ausmaß gesellschaftliche Relevanz zugebilligt – vor allem zeigt sich darin auch die durchaus unterschiedliche Interpretation der beiden Aussagen. Während soziale/kulturelle Mobilität offenbar ‚Flexibilisierung‘ oder Liberalisierung auf genereller Ebene anspricht, wird der unmittelbar angesprochenen Veränderung der Sozialstruktur von Gesellschaften nur zu 13,3 % hohe gesellschaftliche Bedeutung zugesprochen.“ (Schlögl et al. 2004) Dies bestätigt sich in den nunmehr vorliegenden Daten. Die nationalen Ergebnisse zum Hintergrund von Bildungswegentscheidungen zeigen deutliche Konzentrationen der soziodemografischen Merkmale der Elternhaushalte. Die deutliche Verschiebung zugunsten des höheren sozialen Status in der AHS-Unterstufe an der ersten Schnittstelle kann in späterer Folge an den weiteren Schnittstellen von den alternativen Bildungswegen nicht mehr kompensiert werden – am ehesten gelingt dies in den berufsbildenden höheren Schulformen für den Bereich der mittleren Sozialschicht. Umgekehrt kommt es bei den weiterführenden Bildungsgängen, die zu mittleren Qualifikationen führen, zu einer Konzentration von Haushalten mit vergleichsweise niedrigen finanziellen und bildungsmäßigen Ressourcen. Insofern lässt sich das Bildungswahlverhalten eindeutig als ungleich beschreiben, und vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Ressourcen, die den SchülerInnen zur Verfügung stehen, ist für Österreich nicht von struktureller Chancengleichheit auszugehen.

## Literatur

BACHER, Johann (2003): Soziale Ungleichheit und Bildungspartizipation im weiterführenden Schulsystem in Österreich. – In: Zeitschrift für Soziologie, III/2003, S. 3–32

HILL, Paul. B. (2002): Rational-Choice-Theorie. Bielefeld: transcript Verlag

KRISTEN, Cornelia (1999): Bildungsentscheidungen und Bildungsungleichheit – ein Überblick über den Forschungsstand. Arbeitspapiere Nr. 5 – Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung, Mannheim

SCHLÖGL, Peter et al. (2004): Bildung als neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Eine Erhebung zur Bewertung der Relevanz und zukünftigen Bedeutung von Bildungserträgen aus Sicht von BildungsexpertInnen. Projektbericht des Österreichischen Institutes für Berufsbildungsforschung, Wien

SCHLÖGL, Peter/LACHMAYR, Norbert (2004): Soziale Situation beim Bildungszugang in Österreich – Motive und Hintergründe von Bildungswegentscheidungen in Österreich. Projektbericht des Österreichischen Institutes für Berufsbildungsforschung, Wien

UNICEF (2002): A League Table of Educational Disadvantage In Rich Nations. Innocenti Report Card Issue No. 4/2002

WROBLEWSKI, Angela/UNGER, Martin (2003): Studierenden-Sozialerhebung 2002. Bericht zur sozialen Lage der Studierenden. Bericht des Instituts für Höhere Studien, Wien, S. 547–550

## PODIUM

### Das zerrissene Kindeswohl

Christa Schroll, Monika Niederle, Gertrude Bogyi,  
Wassilios E. Fthenakis, Brigitte Cizeck

## Statement von Dr. Gertrude Bogyi

*Die Boje*

### Das zerrissene Kindeswohl

Das Jugendalter ist eine Entwicklungsphase, in der zahlreiche Entwicklungslinien zusammenfließen, sich konflikthaft verdichten und neue Lösungen gefunden werden müssen. Wie die Entwicklungsaufgaben gemeistert werden, hängt einerseits von der Bewältigung vorangegangener Entwicklungsaufgaben und andererseits von dem nun bereitstehenden psychosozialen Milieu ab. Nicht nur ungenügend verarbeitete Konflikte aus der individuellen Vergangenheit gefährden die adoleszente Entwicklung, sondern auch aktuelle Familienkonflikte und gesellschaftliche Ereignisse.

Risikofaktoren für die Entwicklung wurden bereits von Prof. Fthenakis genannt; traumatische Ereignisse wie Gewalt in der Familie, existenzielle familiäre Krisen, Verlust von Bezugspersonen, Missbrauch, Misshandlung, Migration, Flucht etc. nötigen Kinder und Jugendliche zu überwertigen Anpassungsleistungen an die äußere Realität. Sie gehen auf Kosten der Umstrukturierung des Inneren und lassen nicht genügend Freiraum für eine eigenständige adoleszente Entwicklung.

Gesellschaftsstrukturen erschweren es psychisch belasteten Kindern und Jugendlichen. Psychisch erkrankte Jugendliche finden schwer einen Arbeitsplatz. Unzählige Bewerbungsschreiben bleiben unbeantwortet, bzw. die Bewerbung wird abgelehnt. Arbeitslosigkeit stellt für jeden Menschen eine Belastung dar, die sich physisch, emotional, kognitiv und sozial auswirkt. Perspektivenlosigkeit führt bei psychisch kranken bzw. schwer traumatisierten Jugendlichen noch schneller in eine massive, teilweise auch mit Suizidgefährdung verbundene Krise.

Professionelle Unterstützung und Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für diese Jugendlichen müssen ein gesellschaftspolitisches Anliegen sein.

## Statement von Dipl.-Päd. Monika Niederle

*MAG ELF, Dezernat 6*

### Wie geht es einem „zerrissenen“ Jugendlichen?

Ein Jugendlicher erzählt: „Ich ging aufs Jugendamt, da ich mit meinen Eltern immer wieder Streit hatte. Wir stritten einfach über alles, über meine Lehrstelle, das Geld, das ich ihnen abgeben sollte, meinen Umgang mit meiner kleinen Schwester. Ich hatte nicht mehr das Gefühl, ein Teil meiner Familie zu sein. Am Jugendamt hat mir meine Sozialarbeiterin erzählt, dass es das Krisenzentrum als mögliche Unterkunft für mich gäbe. Darum bin ich schließlich ins Krisenzentrum gegangen. Dort habe ich mich zuerst sehr fremd und verloren gefühlt. Ich kannte ja niemanden und wusste eigentlich auch nicht, was ich da sollte. Mit den Regeln bin ich zuerst überhaupt nicht zurechtgekommen, ich fühlte mich nur noch verwirrt.“

Schlimm war für mich vor allem, dass meine Familie mich richtig aus ihrem Leben strich. Als ich nach einer Woche im Krisenzentrum nach Hause auf Besuch kam, war mein Zimmer ausgeräumt und meine Eltern schon dabei, es zu einem Gästezimmer umzubauen. Ich war nur noch zornig. Ich hatte das Gefühl, dass niemand mehr für mich da war. Die Sozialpädagogen versuchten zwar immer wieder, mit mir zu reden, aber es interessierte mich in dem Moment gar nicht. Ich hatte eigentlich gedacht, dass ich nach dem Krisenzentrum wieder nach Hause gehen würde, aber meine Eltern hatten mich wörtlich genommen, als ich gesagt hatte, ich würde mit ihnen nichts mehr zu tun haben wollen. Ich war verzweifelt. Irgendwie wusste ich gar nicht mehr, wie es weitergehen sollte. Bei einem Krisengespräch wurde ich zwar darüber informiert, dass ich entweder in eine WG oder ins Betreute Wohnen übersiedeln könnte, aber ich hatte ja keine Ahnung, wofür ich mich entscheiden sollte. Außerdem wollte ich auch gerne mit meinen Eltern wieder sprechen, da sie mir ja doch wichtig waren ...“

### Entwicklung von europäischen und internationalen Standards

Europaweit und weltweit gibt es derzeit Bestrebungen, Standards für Fremdunterbringung zu entwickeln. FICE, SOS-KINDERDORF und IFCO entwickeln derzeit im Rahmen des Projektes Quality4Children europäische Standards aus den Good-Practice-Geschichten von Betroffenen und gemeinsam mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die UNO will so bald wie möglich inter-

nationale Standards für Fremdunterbringung proklamieren. Auch hier gilt in Anlehnung an Quality4Children das Prinzip der Partizipation. Die bisher vorliegenden Formulierungsversuche weisen große Ähnlichkeiten auf (und die Forderungen der Jugendlichen in diese Richtung sind sehr vehement):

- An erster Stelle steht die Forderung, dass im Vorfeld alles Mögliche getan werden muss, um jedem Kind die Möglichkeit zu geben, in seiner Ursprungsfamilie aufzuwachsen.
- Wenn eine Fremdunterbringung unausweichlich ist, dann müssen Pflegefamilien für alle Altersstufen zur Verfügung stehen.
- Die Unterstützung darf nicht mit dem 18. Geburtstag enden, weitere Begleitung oder Übergangsmodelle sind zu gewährleisten.

### **MAG ELF: Wo erfüllt sie die Standards (nicht)?**

Die Erfüllung dieser Standards obliegt nach der derzeitigen Strukturierung des Magistrates nicht nur der MAG ELF. Die Gelder werden von der Politik verteilt, was die Politik nicht bestellt/bezahlt, kann nicht geleistet werden.

- Die Arbeit im Vorfeld erfordert besonders viel Flexibilität, die sehe ich derzeit nicht ausreichend als gegeben.
- Im Bereich der Pflegefamilien sehe ich den größten Handlungsbedarf. Nicht einmal für kleine Kinder haben wir ausreichend Pflegefamilien, leider gibt es mehrere Kindergartenkinder, für die keine Pflegeeltern gefunden werden. Für ältere Kinder und Jugendliche gibt es – im Gegensatz zu anderen westeuropäischen Ländern! – überhaupt keine Chance auf eine Pflegefamilie. Hier besteht akuter Handlungsbedarf.
- Nach dem 18. Geburtstag: Die Gelder und die Angebote der MAG ELF sind für Kinder von 0 bis 18 berechnet. In Ausnahmefällen ist eine Verlängerung möglich, im Allgemeinen obliegt es aber dem FSW, für eine weitere Betreuung der jungen Erwachsenen zu sorgen. Eine fortgesetzte Begleitung in die Eigenständigkeit ist somit in Wien gegeben, wenngleich sie nur in Einzelfällen im Rahmen der MAG ELF stattfindet.

### **Was sollte Wien tun?**

Was Wien **nicht** tun sollte: auf die Standards warten, ohne zu handeln. Der Heimreform sollte eine umfassende Jugendwohlfahrtsreform folgen. Dazu bedarf es jedoch eines politischen Auftrages, des Mutes, vieles zu hinterfragen, und der Bereitschaft zur Kooperation, anstatt das eigene Häuschen zu verteidigen.

### **Statement von Mag. Christa Schroll**

*Jugendrichterin am Landesgericht Wien*

Ich bin Strafrichterin: Das österreichische Jugendrecht ist ja in diesem Sinn eigentlich das Jugendstrafrecht – zu trennen vom pflegschaftsbehördlichen Bereich, der familiäre Obsorge und Fremdunterbringungsangelegenheiten betrifft. Unser Problem ist – und ich sehe das nach wie vor als einen bedauerlichen Schritt –, dass im Jahr 2003 der Jugendgerichtshof aufgelöst wurde. Dies ist meiner Meinung nach ein Signal in die falsche Richtung gewesen, weil hier einfach eine zentrale Stelle eines Netzwerkes aufgelöst wurde, in dem Richter, Psychologen und Sozialarbeiter zusammengearbeitet haben. Eines muss man schon sagen: Wir haben auch davor nicht mehr die beste Infrastruktur gehabt, wir sind Einsparungen zum Opfer gefallen, denn gerade in der Haft hat es kaum mehr Berufsausbildungen gegeben, weil uns die Leute gefehlt haben. Aber trotzdem glaube ich, dass es so etwas wie einen Jugendgerichtshof geben müsste, wo nicht nur alle straffälligen Jugendlichen aus Wien und Umgebung zusammenkommen, sondern auch pflegschaftsbehördliche Problemfälle. Wir hatten auch die pflegschaftsrechtlichen Fälle zu bearbeiten, in denen das Kindeswohl in einem Ausmaß gefährdet war, dass Erziehungsmaßnahmen zwangsweise zu ergreifen waren oder es zu Fremdunterbringungen kommen musste – also wir waren eine zentrale Stelle für alle Problemfälle.

Ich will nicht sagen, dass jetzt alles schlecht geworden ist: Ich höre immer wieder, dass es gerade in der Justizanstalt Josefstadt viel mehr berufliche Chancen und Weiterbildungsmöglichkeiten gibt – da bemüht man sich auch sehr. Trotzdem glaube ich, dass die Gerichtsbarkeit eine Qualitätseinbuße insofern erlitten hat, als die kleineren Fälle an die Bezirksgerichte ausgelagert worden sind. Während wir immer die Jugendgerichtshilfe im Haus gehabt haben, nehmen die Bezirksgerichte die Jugendhilfe nicht mehr in Anspruch. Ich habe noch kein einziges Mal gesehen, dass dort Jugenderhebungen eingeholt worden wären, das heißt, dass die Gerichte bei der Jugendgerichtshilfe eine Familienanamnese erstellen lassen, um sich so einen Überblick darüber zu verschaffen, was in der Familie schief gegangen ist oder in welchem sozialen Umfeld die Probleme liegen. Würden sie das tun, könnten sie Maßnahmen ergreifen, die begleitend zu einer strafrechtlichen Verurteilung erfolgen. Und ich glaube, das müsste auch geschehen!

Es ist ja doch so: Die Jugendlichen, mit denen wir zu tun haben, diese wirklichen Problemfälle, sind großteils arbeitslos, haben eine schlechte Schulausbildung, kommen teilweise aus Familien mit Migrationshintergrund – sie sind also aus gesellschaftlichen Gruppierungen, denen eine gewisse Wertschätzung seitens der Gesellschaft fehlt und die völlig perspektivlos sind. Sie haben auch keine Hoffnung, dass sich in ihrem Leben etwas Positives entwickeln wird!

Solch ein junger Mensch wird immer wissen, dass er maximal ein Hilfsarbeiter sein wird – und all das, was er an jugendlichen Bedürfnissen hat, glaubt er irgendwann, wenn es ganz schlecht geht, nur mehr durch kriminelle Aktivitäten erreichen zu können.

Natürlich müssen wir dem Jugendlichen sagen: Du hast eine Grenze überschritten, das können wir nicht dulden, hier hat eine Sanktion zu erfolgen – aber gleichzeitig müssen wir ihm vermitteln, dass wir sensibel sind für die Probleme, die dazu geführt haben, dass er die Grenzen so weit überschritten hat. Und dass wir ihm auch Respekt entgegenbringen und ihm vermitteln, dass wir ihn insofern wertschätzen, als wir ihm die Ressourcen und die Möglichkeiten bieten, um wieder in die Gesellschaft zurückzukommen. Das geht eben nicht, ohne dass er begleitet wird – sei es durch Bewährungshilfe, sei es durch Berufsmaßnahmen, durch sonstige begleitende Maßnahmen wie Psychotherapie, Drogenentzugstherapie, oder was auch immer wir ihm zur Verfügung stellen können. So kann er sehen, dass ihn die Gesellschaft nicht nur stigmatisiert, ihn nicht nur wegstößt und ihm nicht nur sagt: „Du bist ein hoffnungsloser Verbrecher“, denn das glaubt er sowieso schon selbst. Wenn wir ihm das auch noch bestätigen, wird das sicher nicht dazu führen, dass er wieder in die Gesellschaft zurückfindet. Daher hoffe ich sehr, dass wir mit dem, was wir beispielsweise in der Justizanstalt Josefstadt an Möglichkeiten gelernt haben, auch weitermachen können. Gleichzeitig plädieren wir dafür, dass ein zweites Gericht eröffnet wird, wo wieder eine derartige Kompetenz-zusammenführung stattfindet. Dort könnte, wie es der Leiter der Justizanstalt Josefstadt im Ministerium gesagt hat, eine Vorzeiganstalt für Jugendliche geschaffen werden, um auch nach außen hin der Gesellschaft ein Signal zu geben, dass wir diesem Problem Aufmerksamkeit schenken. Wir haben hier ein Problem von Außenseitern, für die wir auch eine gewisse Verantwortung haben, und das sollten wir nicht nur durch Abstrafen und mittels

negativer Signale tun, sondern auch sagen: „Wir bieten dir eine Möglichkeit, wenn du möchtest. Zwar hast du hier eine Sanktion zu tragen, aber wenn du es willst, wird dir hier auch die Möglichkeit geboten, den Weg zurück zu finden.“



## Statement von Dr. Brigitte Cizeck

*Leiterin des Österreichischen Instituts für Familienforschung*

Ich möchte meine Aussagen nicht nur als Vertreterin des Familienforschungsinstituts bringen, sondern vor allem, und das liegt mir besonders am Herzen, als Kinderpsychologin einer Beratungsstelle, in der ich schwerpunktmäßig genau mit jenen Kindern arbeite, deren Kindeswohl so zerrissen ist, deren Seele mehr einem Scherbenhaufen gleicht: Kinder, die sehr isoliert, sehr einsam sind und sich von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen, sind jene Kinder, die sehr schwere Traumata, teils in Verbindung mit schweren Gewalterfahrungen erlebt haben. Diese Kinder, die in die Gesellschaft nicht mehr zurückfinden, werden dann als verhaltensauffällig bezeichnet oder auch, moderner ausgedrückt, als verhaltenskreativ oder verhaltensoriginell. Eines steht jedenfalls fest: Sie haben nicht dieselben Chancen wie andere Kinder, gerade diese Kinder, denen wir eigentlich besondere Chancen bieten müssten: Ich glaube, es ist ganz wichtig, sich einmal vor Augen zu führen, wie es denn wirklich in der Seele dieser Kinder aussieht.

Damit ergibt sich schon der erste Lösungsansatz: Es wäre gerade in der Ausbildung von Pädagogen und Pädagoginnen wichtig, diese Kinder nicht als jene Kinder vorgeführt zu bekommen, die die Sündenböcke in der Klasse sind, immer als jene, die auffällig und nicht lernwillig sind, mit denen ein Umgehen im Klassenverband unmöglich erscheint, denn man hat schließlich in der Klasse nicht nur ein Kind, sondern mehrere Kinder zu betreuen. Vielmehr sollte man sensibilisieren und diese Kinder als jene erleben, die oftmals in Familien aufwachsen, wo physische und emotionale Grundbedürfnisse wie Liebe, Geborgenheit und Zeit für das Kind nicht gegeben sind, wo ein sicheres Fundament demnach fehlt sowie stabile Wände, ein schützendes Dach, unter dem das Kind lebt, nicht vorhanden sind. Diese Kinder müssen oft in Ruinen von Grundbedürfnissen leben – da ist vielleicht einmal ein Essen da, wenn es gut geht – oder auch nicht. Zeit, Liebe, Geborgenheit, diese emotionalen Grundbedürfnisse fehlen zumeist gänzlich. In diesen Ruinen sind die Seelen dieser Kinder oftmals großen Belastungen ausgesetzt, und sie schreien dann natürlich nach Hilfe. Diese Hilfeschreie werden aber nicht immer richtig interpretiert.

Trotzdem ist der Überlebenswille, den diese Kinder mitbringen, enorm. Davon kann die Gesellschaft lernen, die oftmals schon bei kleinen Problemen schein-

bar keinen Lösungsweg finden kann. Diese Kinder haben gelernt, ein Ressourcenlager anzulegen, denn sonst könnten sie die Realität nicht ertragen. Und genau bei diesen Ressourcen müsste die Gesellschaft eigentlich ansetzen und nicht, wie es meistens geschieht, an ihren Defiziten. Im Rahmen der Ausbildung muss ein möglichst ehrliches Bild von den Kindern dargestellt werden. Es muss auf ihre Überlebensstrategien hingewiesen werden, diese scheinbare Stärke, die sie nach außen senden – es sind ja nicht die Kinder, die man dann in irgendwelchen Kampagnen sehen kann, in einem dunklen Raum, den Teddy nachschleifend, die Haare nach vorne, mit herunterkollernden Tränen. Es sind nicht diese Kinder, sondern es sind teilweise nach außen hin fröhliche Kinder, es sind Kinder, denen ihre Natürlichkeit trotz ihres schwierigen Lebens geblieben ist, die unbewusst mit ihrem Verhalten auf sich aufmerksam machen wollen, um nicht im System gänzlich unterzugehen! Das ist aber genau der Trugschluss, da sie scheinbar ohnehin so stark sind: Man sieht dann nur den „brüllenden Löwen“, das aggressive Kind, das schon wieder stört, schon wieder ein anderes Kind verletzt hat, schon wieder die Stifte nicht mit hat, nicht ordentlich gekleidet ist und vielleicht noch stinkt – und man stellt es dann noch vor der Klasse bloß.

Das ist die Problematik an der Sache, dass die Kinder eine Stärke vorweisen, aber in Wirklichkeit verbergen sie damit die Schwäche, die eigentlich dahinter steht.

Was macht die Pädagogik? Sie diskutiert lange – und ausführlich! Man darf heute nicht mehr von „Verhaltensauffälligkeiten“ sprechen, man muss diese Kinder als „verhaltenskreativ“, als „verhaltensoriginell“ bezeichnen. Damit drängt sich aber auch die Frage auf, warum dann diese verhaltenskreativen und verhaltensoriginellen Kinder von der Schule suspendiert werden? Warum bekommen die Eltern hohe Strafen dafür, dass ihre Kinder die Schule wieder einmal schwänzen? – Die Eltern können es ohnehin nicht bezahlen. Ein Vater hat mir vor kurzem gesagt: „Ich gehe lieber zwei Tage in an Häfn, bevor ich die Strafe zahl, weil ich kann's gar nicht bezahlen!“ Der Anlass dafür war, dass das Kind wieder einmal zwei Tage nicht in der Schule erschienen ist. Im optimalen Fall wird eine Helferkonferenz durchgeführt; wenn nicht, dann werden die Kinder mitunter suspendiert oder von der Schule verwiesen, nur um es mit derselben Problematik in einer anderen Schule erneut zu probieren. Im schlechtesten Fall landen diese teils hochintelligenten Kinder mit

ihren vielen Ressourcen in einer Schule mit sonderpädagogischem Bedarf, wo sie NICHT hingehören! An dieser Stelle muss man sich schon fragen, ob heutzutage Kreativität und Originalität im Schulwesen nicht mehr gefragt sind. Oder warum sonst müssen diese Kinder so oft unser Schulsystem verlassen?

An dieser Stelle möchte ich unsere Bildungsstudie, die wir 2003 im Familienforschungsinstitut durchgeführt haben, einbringen: In Österreich ist die Chancengleichheit im Schulsystem nicht gegeben. Sie hängt sehr stark vom Bildungsstand der Eltern ab, vom Wohnort (in der Stadt ist sie höher als auf dem Land) und auch vom Geschlecht.

Vielleicht nenne ich dazu auch ein paar Zahlen: Wenn man sich nur die erste Bildungsentscheidung ansieht, nämlich ob Hauptschule oder AHS nach der Grundschule, so kann man sagen, dass nur 10 Prozent der Kinder von Eltern mit Pflichtschulabschluss die Unterstufe eines Gymnasiums besuchen können, gegenüber 80 Prozent der Kinder, deren Eltern Akademiker sind. Noch drastischer ausgedrückt: Die Chance eines Burschen vom Land, in die AHS zu kommen, beträgt sieben Prozent, die eines Mädchens aus der Stadt, deren Eltern einen höheren Abschluss haben, 86 Prozent!

Diese erschreckenden Zahlen setzen sich fort, über die Matura bis hin zum Universitätsabschluss, den dann nur mehr zwei Prozent der Kinder von Eltern mit Pflichtschulabschluss schaffen. Das sind Zahlen, die man sich ins Bewusstsein rufen muss, und ich glaube, wenn wir es schaffen, für jene Kinder, die ich eingangs erwähnt habe, deren Kindeswohl so extrem zerrissen ist, Lösungen zu finden, dann werden auch die anderen Kinder davon profitieren.

Egal ob man beim System Bildung oder beim System Familie ansetzt: Es sind drei Komponenten, die sich eigentlich überschneiden: Das eine ist der Ansatz des Empowerments, also nicht bei den Defiziten, sondern bei den Ressourcen der Kinder und der Eltern anzusetzen! Das zweite Schlagwort ist Partizipation, also wirklich im Sinne eines Ernst-Nehmens und einer aktiven Beteiligung und nicht als Lippenbekenntnis von Seiten der PolitikerInnen, und das dritte ist, dass die Hilfsangebote viel besser vernetzt sein müssen, weil uns zu viele dieser Kinder „durchrutschen“, wenn einmal ein Hilfsapparat ansetzt.

Um die Bedeutung des Empowerment-Ansatzes zu verdeutlichen, soll auf ein Gegenbeispiel, nämlich das gesellschaftlich so beliebte Konzept der Super-Nannies im TV, kurz eingegangen werden. Dabei versucht man, Familien mit genau den oben beschriebenen Kindern zu helfen, mit einem Konzept, das defizitorientiert ist, das ganz und gar nicht auf Partizipation aus ist und das ganz und gar nicht die elterliche Kompetenzen stärkt. Das Gegenteil ist der Fall: Den Eltern wird sehr deutlich vor Augen geführt, was sie eigentlich nicht können, wo sie versagen. Es werden so genannte Lösungsansätze durchgeführt, indem die Wissenden, also die Super-Nannies, sagen, wo es langgeht: nämlich mit Drill die auffälligen Kinder auf den richtigen Weg zu bringen, ohne dabei auf Ressourcen von Kindern oder Eltern einzugehen, ohne nach gemeinsamen und damit haltbaren Lösungswegen zu suchen. Eltern werden isoliert dargestellt, ohne soziale Netzwerke, es werden keine Hinweise auf Elternbildungs- oder Beratungsangebote gegeben.

Im Gegensatz dazu wird im Bereich der Elternbildung vor allem auf eine Stärkung der elterlichen Kompetenz gezielt. Was dem Anliegen schadet, ist eine Öffentlichkeitsarbeit, bei der transportiert wird, dass Elternbildung nur für jene wichtig ist, die es brauchen. Das ist genau der falsche Ansatz – eigentlich müsste es eine Freude für Eltern sein, die Chance zu haben, sich mit anderen auszutauschen. Wer selbst Kinder im Pubertätsalter hat, weiß, wie hilfreich es oft ist, Erfahrungen im Umgang mit pubertierenden Kindern einerseits von anderen Eltern zu hören, andererseits eigene Erfahrungen und Unsicherheiten mitteilen zu können, also mit anderen Eltern in einen Dialog treten zu können.

Der von mir genannte dritte Themenbereich, jener der „Partizipation“ ist bei der heutigen Tagung wirklich gelungen, wo junge Menschen ernst genommen wurden, indem man sie aufs Podium gebeten hat und sie zu Wort kommen ließ. Leider spiegelt sich diese Vorgehensweise in unserem Bildungssystem nicht wider. Es wird zwar über Partizipation gesprochen, aber den Jugendlichen dann oft das Wort nicht erteilt.

Partizipation wird erst dann ehrlich umgesetzt werden, wenn wir die für ihr weiteres Leben so wichtige Bildungsentscheidung Hauptschule oder AHS erst in einem Alter ansetzen, wo Kinder aufgrund ihres Entwicklungsstandes diese Entscheidung auch bewusst selbst treffen können. Ein weiteres Indiz

für eine gelungene Partizipation von Kindern wird dann vorliegen, wenn anstelle eines Elternsprechtags ein Kindersprechtage eingeführt wird, wenn das berühmte Mitteilungsheft abgeschafft wird und man bei einer Auffälligkeit eines Kindes mit diesem selbst in Dialog tritt.

Ich kann nur abschließend sagen, es tut mir manchmal weh, wenn ich in Gutachten lese: „im Sinne des Kindeswohls“, „zum Schutz des Kindeswohls“ ... Es wäre zu wünschen, dass die Kinder einmal sagen könnten, was denn für sie „Kindeswohl“ bedeutet – und dass wir diese Statements sammeln und für die pädagogische sowie soziale Arbeit nützen würden. Vielleicht würden dann Kinder weniger oft den Satz zu hören bekommen: „Es ist schließlich alles nur zu deinem Besten!“ Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

### **Statement von Prof. Dr. Dr. Dr. Wassilios E. Fthenakis**

*Freie Universität Bozen, Prof. für Entwicklungspsychologie und Anthropologie*

Zum Thema Partizipation von Kindern und Jugendlichen möchte ich sagen, dass wir diese an 104 Standorten implementiert haben, wo sich 4500 Kinder beteiligt haben. Wir haben sehr genaue Daten darüber erhoben, wie Kinder überhaupt mit so einem Instrument umgehen, was sie davon halten, aber auch, wie die Perspektive der Kinder aus Sicht der Eltern und Fachkräfte eingeschätzt wird. Wir haben gesagt: Ein Bildungsplan ist kein geschlossenes, sondern ein offenes Projekt, und es muss in systematischen Evaluationsstudien geprüft werden, inwieweit es wirklich gelingen konnte, die kindliche Perspektive voll einzunehmen. Insofern haben wir die Partizipation nicht als ein einmaliges Ereignis begriffen, sondern als Teil eines laufenden Prozesses, wo immer wieder über die Perspektive oder die Beteiligung der Kinder reflektiert werden muss!

Ich möchte abschließend noch eine kurze Bemerkung machen über etwas, das mir sehr am Herzen liegt: Das Kindeswohl ist vor allem dort zu verwirklichen, wo die Kinder dem System Familie oder dem System Gesellschaft und Staat gnadenlos ausgeliefert sind. Darunter fällt auch der Stellenwert des Kindes in der Rechtsordnung und im Rahmen der Rechtsanwendung. Und hier denke ich, dass wir in Österreich allmählich erkannt haben, dass beide Eltern für das Wohl eines Kindes nach wie vor in gleicher Weise notwendig sind und dass der Erhalt elterlicher Ressourcen und Kompetenzen unabhängig vom rechtlichen Status der Familie und der Eltern gesichert werden müsste.

Ein zweites Anliegen ist mir die immer noch unangemessene und manchmal auch familieninadäquate institutionelle Behandlung des Phänomens Pflegen. Ich habe in der Bundesrepublik Deutschland durchgesetzt, dass Familien, die sich scheiden lassen, wegen der elterlichen Obsorge nicht unbedingt das Familiengericht anrufen müssen. Drei Viertel dieser Familien tut dies auch nicht mehr! Es wird den Kindern eine Menge an Belastungen erspart, und die Eltern werden durch die Qualität der Rechtsordnung immer noch daran erinnert, dass die Hauptverantwortung bei ihnen liegt – und dies unabhängig davon, ob sie zusammenleben oder nicht. Hier eine andere Kultur in diese Richtung zu verstärken, die rechtliche Intervention zurückzuführen, scheint mir ein Qualitätsmerkmal einer modernen Rechtsordnung zu

sein – und ich denke, dass hier eine gewisse Entwicklungsarbeit notwendig ist, um das auch in Österreich sicherzustellen.

*(Weitere Publikumsstatements – Thema Partizipation)*

**Nachtrag von Dr. Brigitte Cizeck:** Wenn man sich die vom Familienministerium damals zur Umsetzung im Nationalen Aktionsplan für die Kinderrechte eingerichteten Arbeitskreise einmal ansieht: Ich selbst war im Arbeitskreis „Kinder-Partizipation“: Was gefehlt hat, waren die Jugendlichen!

Wir haben das dort angesprochen – und es ist dann die Rückmeldung gekommen: Ja, das kann man ja nicht, denn das, was wir hier entwickeln werden, das kann dann vielleicht nicht verwirklicht werden, dann sind die Jugendlichen enttäuscht. Damals wurden wirklich fadenscheinige Argumente vorgebracht. Ich habe auch ein Projekt eingereicht, bei dem man genau diese vier Arbeitskreise mit Jugendlichen wiederholt hätte, damit sie ihre Lösungsvorschläge einbringen können – das ist dann leider abgelehnt worden. Das zum Thema Partizipation und Lippenbekenntnisse von Politikern.

## WORKSHOP 1

# JUGENDLICHE MIT BESONDEREN BEDÜRFNISSEN UND LERNSCHWIERIGKEITEN ZWISCHEN SCHULE UND BERUFSLEBEN

### **TeilnehmerInnen aus den Organisationen:**

A-HS Lockenhaus, Arbeitsgemeinschaft Noah, Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – Abt. IV/6, Fonds Soziales Wien, Institut für Jugendforschung, Jugend am Werk, Justizanstalt Josefstadt, Lebenshilfe Österreich, Niederösterreichisches Hilfswerk, OÖ Landesnervenklinik Wagner-Jauregg, Österreichische Kinderfreunde, Projekt Mühlenhof-RadVit, QUAMUT, SOS-Kinderdorf Altmünster, Step Baumgartenberg, Wiener Jugendgerichtshilfe

### **ModeratorInnen:**

Mag. Edith Kugi, Arbeiterkammer, Jugendabteilung  
Dr. Walter Schaffraneck, Jugend am Werk

Ein breites Angebot an Ausbildungsmöglichkeiten, um seinen Wunschberuf erlernen zu können und einen Ausbildungsplatz zu bekommen, benötigt wohl jeder Jugendliche. Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen und Lernschwierigkeiten benötigen aber zusätzlich mehr Förderung und auch mehr Zeit zum Lernen.

Die **Integrative Berufsausbildung** ermöglicht erstmals eine gesetzlich fundierte Ausbildung.

#### *Vorstellung der Integrativen Berufsausbildung durch Frau Mag. Edith Kugi*

Frau Mag. Kugi präsentierte im Vorfeld die aktuellen Arbeitsmarktdaten. Es sind per 31. 10. 2005 6766 Lehrstellen suchende Jugendliche beim AMS Österreich gemeldet, dem gegenüber stehen 4073 offene Lehrstellen, also ein Fehlbetrag von 2700. Hier muss man aber berücksichtigen, dass sich in Österreich rund 2300 Jugendliche in JASG-Lehrgängen (Berufslehrgänge) befinden und 9921 in kurzfristigen Schulungsmaßnahmen des AMS, sodass man grob festhalten kann, dass 19.000 Jugendliche auf einen offenen Lehrstellenmarkt drängen.

Die Integrative Berufsausbildung wurde von den Sozialpartnern entwickelt (Arbeiterkammer, Wirtschaftskammer) und löste das Modell der Vorlehre ab. Prinzipiell bietet die Integrative Berufsausbildung die Verlängerungsmöglich-

keit um ein Jahr. Wenn nach einem weiteren Ausbildungsjahr der Lehrabschluss ermöglicht wird, kann die Integrative Berufsausbildung auf fünf Jahre verlängert werden. Ziel ist es, einen regulären Lehrabschluss zu erhalten. Ist das nicht möglich, so sind individuelle Teilabschlüsse möglich. Begleitet wird dieser Berufsbildungsprozess durch BerufsbildungsassistentInnen. Diese bieten sowohl den Jugendlichen als auch der Firma und der Berufsschule Unterstützung und sind quasi ManagerInnen des Bildungsprozesses.

### **Zielgruppe für die Integrative Berufsausbildung**

Laut Gesetz sind das Personen mit sonderpädagogischem Förderbedarf oder die nach dem Lehrplan der Sonderschule unterrichtet wurden, Personen ohne Hauptschulabschluss bzw. mit negativem Hauptschulabschluss, Personen im Sinne des Behindertengesetzes oder Landesbehindertengesetzes sowie Personen, die nach einer Berufsorientierungsmaßnahme nicht vermittelt werden konnten bzw. für die aus persönlichen Gründen in absehbarer Zeit keine Lehrstelle gefunden werden kann.

Lehrlinge, die die Integrative Berufsausbildung besuchen, sind auch gesetzlich abgesichert, sie erhalten einen Fahrtkostenzuschuss, die Familien bekommen weiter die Familienbeihilfe, sie sind sozialversichert, und es muss ein Entgelt bezahlt werden.

#### *Im Arbeitskreis wurden dann Fragen zur Integrativen Berufsausbildung gestellt:*

1. Wie gut ist die Treffsicherheit für die Personengruppe Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen bzw. Lernschwierigkeiten?
2. Welche Form der Integrativen Berufsausbildung ist günstiger: Ausbildung in überbetrieblichen Einrichtungen oder in Betrieben?
3. Welche Anreize gibt es für Betriebe, die Integrative Berufsausbildung durchzuführen?
4. Schnittstelle nach der Ausbildung?
5. Welche Alternativen zur Integrativen Berufsausbildung für behinderte Menschen gibt es? (Dies wurde im Arbeitskreis nicht ausführlich diskutiert, es wurde nur festgehalten, dass für Jugendliche, für die eine Integrative Berufsausbildung nicht in Frage kommt, weitere Schulungsmöglichkeiten und Alternativen geboten werden.)

## 1. Zur Treffsicherheit für Menschen mit besonderen Bedürfnissen

Von den ArbeitnehmerInnen-Organisationen war die Integrative Berufsausbildung immer für behinderte Menschen und Menschen mit Lernbehinderungen gedacht.

Vor dem Hintergrund des knappen Lehrstellenangebotes ist es aber auch verständlich, dass mehr Menschen mit anderen Problemen, wie z. B. Jugendliche mit mangelnden Deutschkenntnissen (und daraus resultierendem Besuch einer Sonderschule), verhaltensauffällige bzw. verhaltensoriginelle Jugendliche, Jugendliche, die allgemein nicht so fit sind, Jugendliche mit Migrationshintergrund etc. in die Integrative Berufsausbildung drängen bzw. gedrängt werden.

Die Treffsicherheit bei der Zielgruppe hängt aber auch sehr stark vom Fördergeber ab. So kann man allgemein festhalten, dass dort, wo das Land bzw. das Bundessozialamt nach dem jeweiligen Behindertengesetz die Integrative Berufsausbildung fördert, die Zielgruppe ziemlich exakt ist: Menschen mit Behinderungen bzw. Lernschwierigkeiten. Dort, wo das AMS fördert, werden mehr Jugendliche mit diversen Schwierigkeiten, wie Migrationshintergrund, Lernschwierigkeiten, fehlender schulischer Qualifikation etc., der Integrativen Berufsausbildung zugewiesen.

### Zuweisungen – Förderungen:

Im Wesentlichen wird die Integrative Berufsausbildung vom Bundessozialamt gefördert (Übernahme der Kosten für Berufsausbildungsassistenz), hier wird vom Bundessozialamt vor der Berufsausbildung die Absolvierung einer Clearing-Maßnahme verlangt, damit zielgerichtet vermittelt werden kann.

Das Arbeitsmarktservice unterstützt ebenfalls die Integrative Berufsausbildung und schreibt in einigen Bundesländern z. B. Maßnahmen zur Integrativen Berufsausbildung aus – besonders in Wien, hier erfolgt die Zuweisung über das AMS, vorher muss meist ein Berufsorientierungs- und Coaching-Kurs besucht werden (für die IBA ein verlängerter Kurs).

Es wurden im Arbeitskreis einige Einzelfälle diskutiert, die nicht so klar zugeordnet werden konnten: Z. B. wurde ein Schüler an der Clearing-Stelle abgelehnt,

da er keinen sonderpädagogischen Förderbedarf hatte. Der Hintergrund dafür wurde den zusätzlichen Rahmen- und Förderbedingungen der jeweiligen Stellen (BSB, AMS) zugeordnet, nicht dem gesetzlichen Rahmen. Durch eine bessere Vernetzung aller AkteurInnen und Informationen über Möglichkeiten in einem Bundesland könnte man hier Abhilfe schaffen.

## 2. Integrative Berufsausbildung in einer Einrichtung oder einem Betrieb

In der Diskussion wurde herausgearbeitet, dass für Jugendliche mit Lernschwierigkeiten, die an und für sich langsamer lernen und auch Schwierigkeiten haben, schulisch gelerntes Wissen in reale Situationen zu übertragen, wohl die Ausbildung in einem Betrieb die bessere Möglichkeit ist.

Überbetriebliche Einrichtungen bieten allerdings wieder kompensatorische Möglichkeiten und können leichter Zusatzförderungen, z. B. in Kulturtechniken, oder auch Sprachkurse etc. anbieten.

Erfahrungen zeigen, dass hauptsächlich in den Bereichen Sprachen und Mathematik sehr viel Unterstützungsleistung notwendig ist.

Auch für verhaltensoriginelle Jugendliche wird es sicherlich notwendig sein, ein gewisses Angebot in überbetrieblichen Einrichtungen zu haben. Angesichts des aktuellen Angebots an Lehrstellen werden wohl überbetriebliche Einrichtungen auch in nächster Zeit sehr notwendig sein.

## 3. Anreize für Betriebe

Sehr breit war die Diskussion über Anreize für Betriebe. Ein Anreiz ist sicherlich die Förderung, es wird den Betrieben bei Integrativer Berufsausbildung ein Lohnkostenzuschuss von € 193,- in jedem Lehrjahr gewährt.

Etwas besser ist die so genannte „Blum-Förderung“, für jeden zusätzlichen Lehrplatz (egal ob normale oder IBA-Lehre) erhält der Betrieb einen Lohnkostenzuschuss von € 400,- im ersten Lehrjahr (€ 200,- im zweiten und € 100,- im dritten Lehrjahr).

Ein weiterer Anreiz ist die Unterstützung. Die Berufsbildungsassistenz unterstützt sowohl die Ausbildung im Betrieb als auch in der Berufsschule, ist Ansprechpartner für auftretende Probleme, organisiert zusätzliche Förderangebote etc.

Angeregt wurde hier auch zusätzlich zur Berufsbildungsassistenz im Bedarfsfall ein/e Trainer/in, der/die eine Ausbildung im Betrieb, am Arbeitsplatz durchführt, z. B. einen jungen Menschen mit starken Lernbehinderungen an einer Hobelbank einschult.

Im Betrieb muss aber ein/e Mitarbeiter/in für die Lehrausbildung zuständig sein (Ausbilder/in mit Ausbilderprüfung), so entspricht es wahrscheinlich der betrieblichen Praxis, eine/n geeignete/n Ausbilder/in zu finden und durch die Berufsausbildungsassistenz zu unterstützen bzw. eine/n Mentor/in im Betrieb zu finden.

#### **Angebots-Matching:**

Durch eine gute Beratung des Dienstgebers und gute Beratung des Jugendlichen kann eine Zusammenführung der Interessen (Betrieb erhält eine/n passende/n Mitarbeiter/in vermittelt) erfolgen. Diese Leistung kann nur bedingt die Berufsausbildungsassistenz übernehmen. Hier könnte aber das Förderinstrument der Arbeitsassistenz in Einzelfällen als Lehrstellen-Akquisiteur (wie z. B. in Wien vom WAFF gefördert) helfen. In der Diskussion über die verschiedenen Unterstützungsmöglichkeiten, wie auch bei auftretenden Krisen, die nicht mehr durch die Berufsausbildungsassistenz bewältigt werden können, sondern z. B. durch einen Job-Coach, wurde klar, dass es hier einen sehr großen Förderungsdschungel gibt, der nicht leicht zu durchblicken ist. Die einzelnen Fördergeber haben zusätzliche Bedingungen, wie z. B.: Ein/e Berufsausbildungsassistent/in begleitet 20 TN (Vorgabe Bundessozialamt).

## **4. Übergänge Einrichtung – Beruf**

Ein Nachteil der Ausbildung in Einrichtungen ist, dass eine weitere Schnittstelle Einrichtung – Beruf entsteht. Hier gäbe es die Möglichkeit, durch mehr Praktika den Kontakt zur betrieblichen Realität und dadurch auch später einen Arbeitsplatz zu finden.

Weiters wurde der Nutzen, den eine Firma für eine Gesellschaft erbringt (co-operated affaires – unternehmerisches Verantwortungsbewusstsein), indem sie Arbeitsplätze für behinderte Menschen zur Verfügung stellt, diskutiert. Ein Unternehmen, das dies durchführt, ist die Firma Baumax, die mittlerweile auch konsequent behinderte Menschen in den Baumärkten einstellt.

Keine Lösung konnte von der Arbeitsgruppe gefunden werden bei dem Problem, für straffällige Jugendliche eine Teilausbildung in einer Justizanstalt anzubieten (keine Integrative Berufsausbildung) sowie eine weitere Fortführung nach der Entlassung. Eine überbetriebliche Einrichtung oder ein sozialökonomischer Betrieb scheint hier ein vernünftiger Ansatz zu sein.

## WORKSHOP 2

### VERNETZUNG ALS AUFTRAG FÜR EFFIZIENTE JUGENDARBEIT



### **TeilnehmerInnen aus den Organisationen:**

Arbeitsgemeinschaft Noah, Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – Abt. IV/7, Boltzmann-Institut für Menschenrechte, OÖ Landesnervenklinik Wagner-Jauregg, SOS-Kinderdorf Wien, SPZ – Rudolf- Eckstein-Zentrum, Verein Neustart, Volkshilfe Niederösterreich, Volkshilfe Österreich, wienextra

### **ModeratorInnen:**

Silvia Korlath, Familienhilfe plus, Caritas  
Mag. Bernd Lunglmayr, Österreichische Bundesjugendvertretung

### **Vorstellung der TeilnehmerInnen**

- Netzwerkerfahrungen?
- Was könnte ich in ein Netzwerk einbringen?
- Was könnte ich aus einem Netzwerk lernen?

### **Inhaltlicher Input durch die ModeratorInnen:**

Infos zur Organisation, zu den Bedingungen und zur Struktur von Netzwerken

### **Gruppenplenum**

Erfahrungsberichte aus Netzwerken der TeilnehmerInnen

### **Zwei Kleingruppen**

Fragestellungen für zwei ausgewählte exemplarische Netzwerke:

- Ziel(e) des Netzwerkes
- Kommunikation im Netzwerk
- Vertragsgestaltung
- Unterstützung durch die Leitung
- Partnereinschätzung
- Erfolgsmessung
- Was fördert das Netzwerk?
- Was behindert das Netzwerk?

## **Ergebnisse der Gruppe 1**

Netzwerk: Regionale Vernetzung von Sozialprojekten und Einrichtungen im Sozialbereich zur Kinder- und Jugendwohlfahrt in Wien 10. Dieses Netzwerk existiert bereits seit zehn Jahren mit unterschiedlicher Beteiligung. Derzeit sind in etwa 50 Einrichtungen vernetzt. Das Netzwerk wurde anhand der folgenden Fragestellungen analysiert:

- Was ist das Ziel des Netzwerks?
- Wie kommunizieren die Netzwerkpartner miteinander?
- Wie werden die Netzwerkteilnehmer durch die jeweilige Einrichtungsleitung unterstützt?
- Wie werden neue Netzwerkpartner ausgewählt und eingeschätzt?
- Was fördert dieses Netzwerk?
- Was behindert dieses Netzwerk?

Die Ergebnisse wurden von der Arbeitsgruppe gesammelt und diskutiert.

Ziele:

- regionale Kontakte
- Synergieeffekte in der Kinder- und Jugendarbeit (Schule, NH, Gemeinwesen)
- politische Arbeit

Kommunikation:

- Treffen 5-mal jährlich
- Protokolle, Einladung an die beteiligten Institutionen

Unterstützung durch die Leitung:

- Unterschiedlich

Partnereinschätzung:

- soziale Institutionen – Hintergrund wird eingeschätzt, offensive Strategie

Was das Netzwerk fördert:

- vertrauensbildende Maßnahmen (z. B. Bewährungshilfe – Polizei)

Was das Netzwerk behindert:

- Ressourcenmangel und Zeitdruck

## Ergebnisse der Gruppe 2

In dieser Gruppe wurde noch einmal allgemein über die Entstehung und den Erfolg von Netzwerken diskutiert.

Es wurde festgehalten, dass Netzwerke zwar auf freiwilliger Basis, jedoch im Normalfall in Verbindung mit einem organisationsbezogenen „Leidensdruck“ entstehen.

Als Hindernisse für erfolgreiche Netzwerkarbeit wurden vor allem folgende Punkte erarbeitet:

- mangelnde Unterstützung der VertreterInnen im Netzwerk durch die eigene Leitung
- Ressourcenknappheit – die Ansprüche in den eigenen Organisationen steigen ständig (z. B. Standardisierungen) – es bleibt wenig Zeit für Netzwerkarbeit

Erfolgreiches Netzwerken braucht Ressourcen und Unterstützung durch die Organisationsleitungen. Nur durch diesen Freiraum kann das Netzwerk ein Ort für Innovation sein.

## WORKSHOP 3

### KONZEPT DER BEDÜRFNISORIENTIERTEN SUCHTPOLITIK

### **TeilnehmerInnen aus den Organisationen:**

Abrakadabra, Bezirksvorstehung Mariahilf, Dialog 10, Fachstelle für Suchtvorbeugung, MA 13 – Landsjugendreferat Wien, Verein Neustart, Verein Wiener Sozialprojekte, Projekt ChEckiT, Volkshilfe Niederösterreich, Volkshilfe Wien

### **ModeratorInnen:**

MA Michael Dressel, Drogenkoordinator der Stadt Wien

## **Einleitung**

Um auf die unterschiedlichen individuellen Bedürfnisse suchtgefährdeter und suchtkranker Personen eingehen zu können, müssen die vorhandenen Angebote zur Vorbeugung, Behandlung, Betreuung und Wiedereingliederung von Menschen mit Suchtproblemen fortlaufend aufeinander abgestimmt und optimiert werden.

Die Wiener Drogenkoordination übernimmt hier die Koordination und die strategische Abstimmung der bedürfnisorientierten Angebote der Wiener Suchtkrankenhilfe und Suchtprävention und ist für die Förderungen für die anerkannten Trägereinrichtungen sowie für die Implementierung neuer Projekte und Einrichtungen der Wiener Suchtkrankenhilfe zuständig.

Die Arbeit der Wiener Drogenkoordination orientiert sich an den vier Säulen des Wiener Drogenkonzeptes, das 1999 im Gemeinderat beschlossen wurde. Die Wiener Drogenkoordination konzentriert sich neben einer engen Zusammenarbeit mit den Drogeneinrichtungen auch auf die Zusammenarbeit mit Einrichtungen im Gesundheits- und Sozialbereich, NGOs, Einrichtungen in den Bereichen Schule und Jugendarbeit sowie mit dem AMS, der Justiz, der Polizei und den Dienststellen und Abteilungen des Magistrats der Stadt Wien.

## **Bedürfnisorientierte Drogenpolitik – Orientierung an den vier Säulen des Wiener Drogenkonzeptes**

Die Wiener Drogenpolitik basiert auf dem Wiener Drogenkonzept, das 1999 im Gemeinderat beschlossen wurde. Zu den allgemeinen Grundsätzen der Wiener Drogenpolitik zählen:

- Oberstes Ziel: so wenig individuellen und gesellschaftlichen Schaden wie möglich
- Der Konsum aller Drogen ist aus gesundheitspolitischer Sicht grundsätzlich abzulehnen – einschließlich der missbräuchlichen Verwendung von Medikamenten, Alkohol und Nikotin.
- Bestrafung des Handels
- Behandlung von Kranken
- Beratung von KonsumentInnen
- Sucht hat viele Ursachen und ist in vielen Fällen das Symptom für dahinter liegende Störungen.

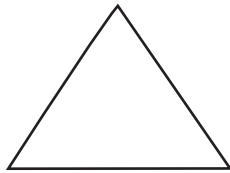
## **Ursachen von Sucht bzw. Abhängigkeit**

Die Frage, warum ein Mensch süchtig wird und ein anderer nicht, ist wissenschaftlich noch nicht vollständig geklärt. Es gibt allerdings verschiedene Modelle, die versuchen, das Entstehen von Suchtverhalten zu erklären. Die verschiedenen Erklärungsmodelle haben gemeinsam, dass Sucht als Prozess gesehen wird, der im Spannungsfeld zwischen **Person, Umwelt und Substanz** stattfindet. Das bedeutet, dass individuelle, familiäre und gesellschaftliche Einflüsse dabei oft genauso eine wichtige Rolle spielen wie die chemisch-pharmakologischen Eigenschaften der jeweiligen Droge.

Die Ursachen für die Entstehung einer Sucht lassen sich gut durch das so genannte „Suchtdreieck“ verdeutlichen (siehe Abbildung S. 52): Suchtgefahr besteht dann, wenn vielen Risikofaktoren (jeweils in den drei Ecken [z. B. geringes Selbstwertgefühl]), wenigen Schutzfaktoren (wie z. B. hohes Selbstwertgefühl) gegenüberstehen.

### Substanzen:

- Wirkung
- Verfügbarkeit
- Abhängigkeitspotenzial etc.



### Individuum (biologisch-physiologische, psychologische Faktoren):

- schlechte körperliche Konstitution
- Verlangen nach Lusterlebnissen
- schwaches Selbstwertgefühl

### Soziale Umwelt – Gesellschaft:

- soziale Isolation
- Überanpassung an Gruppe
- Beziehungskrise
- Misserfolg in Schule oder Beruf

Im Allgemeinen entsteht Sucht insbesondere dann, wenn die Kompetenzen und Ressourcen, die ein Mensch zur Konfliktbewältigung (wie z. B. schulische Probleme oder familiäre Konflikte) zur Verfügung hat, nicht ausreichen.

### Erweiterter Suchtbegriff:

Die Wiener Drogenpolitik setzt sowohl Maßnahmenswerpunkte für den Bereich jener Substanzen, die im Suchtmittelgesetz geregelt sind, wie z. B. Opiate, Kokain, Amphetamine und Cannabis, als auch für Menschen, die vom Missbrauch von Alkohol und psychotropen Substanzen betroffen sind.

Besonders im Präventionsbereich wird von einem umfassenden Suchtbegriff ausgegangen, der sich auf den Umgang mit Suchtverhalten bezieht, unabhängig davon, ob die Substanz im Suchtmittelgesetz als Suchtgift definiert ist oder nicht (legale versus illegale Drogen). Nicht alle Drogen haben ein hohes Suchtpotenzial oder machen direkt körperlich süchtig. Aber alle Drogen und Suchtmittel haben gemeinsam, dass sie die körperliche und psychische Gesundheit beeinträchtigen und unterschiedliche Gefahren in sich bergen, wie z. B. psychische Abhängigkeit. Bei substanzgebundenen wie auch bei den substanzungebundenen Süchten (= verhaltensbedingte Süchte wie z. B. Spielsucht) können ähnliche psychodynamische, persönlichkeitspezifische und soziale Störungsbilder beobachtet werden, weshalb auch deren therapeutische Konzepte große Ähnlichkeiten aufweisen.

Die Drogenpolitik ist Querschnittspolitik und integrierter Bestandteil sämtlicher Bereiche kommunalen Handelns. Die Arbeit der Wiener Drogenpolitik orientiert sich an den vier Säulen, die im Wiener Drogenkonzept beschrieben sind.

## Die vier Säulen des Wiener Drogenkonzeptes

### 1) Prävention:

Erstes Ziel ist es, vor einer möglichen Suchtentstehung zu schützen. Damit Sucht von vornherein überhaupt nicht entstehen kann, müssen persönliche Ressourcen aufgebaut und Schutzfaktoren gefördert werden. Grundsätzlich wird zwischen Primärprävention, Sekundärprävention (zielgruppenspezifische Prävention) und Tertiärprävention (Schadensminderung, Harm Reduction) unterschieden.

Die Primärpräventive Suchtarbeit unterscheidet nicht zwischen substanzspezifischen und substanzungebundenen Süchten (wie z. B. Spielsucht). Eine wichtige Zielgruppe der Primärprävention stellen Kinder und Jugendliche dar, die noch nicht mit dem Konsum von legalen oder illegalen Substanzen begonnen haben. Der Hauptfokus der Maßnahmen richtet sich auf die Prophylaxe und bezieht sich auf alle Formen von Suchtverhalten, um die Förderung einer gesunden Lebensführung (**Lebenskompetenzförderung**) im Sinne einer allgemeinen **Persönlichkeits- und Gesundheitsförderung** zu erreichen. Die Stärkung der sozialen Kompetenzen, des Selbstbewusstseins und der Fähigkeit zur Konfliktbewältigung sind wichtige Schutzfaktoren, an denen gearbeitet wird. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, mit der Suchtprävention so früh wie möglich zu beginnen. Deshalb werden Projekte bereits im Kindergartenalter implementiert.

Ein Ziel der so genannten „Sekundärprävention“ ist es, bei Jugendlichen den beginnenden Drogenkonsum, eine bestehende Suchtgefährdung oder eine beginnende Suchtentwicklung so früh wie möglich zu erkennen (**Früherkennung**). Es ist entscheidend, die spezifischen Suchtprobleme und die möglicherweise beginnenden Konsummuster zu identifizieren, damit darauf so früh wie möglich richtige Interventionen gesetzt werden können. In diesem Bereich sind die Angebote stärker auf Zielgruppen spezifiziert, aber nicht ausschließlich auf illegale Drogen eingeschränkt. Das Augenmerk richtet sich einerseits auf

schadensvermeidende Präventionsstrategien für bereits (illegale) Substanzen konsumierende Jugendliche, andererseits auf einen adäquaten Umgang im Bereich von Drogenvorkommnissen in der Schule und Krisenintervention.

## 2) Gesundheitsbezogene Maßnahmen

Um den unterschiedlichen Ursachen, Abhängigkeits- und Verlaufsformen einer Suchterkrankung gerecht werden zu können, wird ein breites Spektrum an Behandlungs- und Betreuungsmaßnahmen angeboten, das auf die individuellen Bedürfnisse suchtkranker Personen und deren Angehörige eingehen kann.

Ambulante und stationäre Einrichtungen bilden mit abstinenzorientierten, substituierenden und suchtbegleitenden Therapieangeboten ein breites Netzwerk. Ziel ist es, die Lebenskompetenz der betroffenen Personen zu verbessern, gesundheitliche Schäden zu verringern und die Zahl jener, die die Suchterkrankung überwinden, zu steigern.

## 3) Soziale Maßnahmen

Zwischen Drogenkonsum, Suchterkrankung und der sozialen Situation der betroffenen Personen bestehen meist ursächliche Zusammenhänge. Maßnahmen zur Verhinderung von Verelendung und sozialer Ausgrenzung und zur Sicherung der sozialen Grundbedürfnisse (wie zum Beispiel Wohnen) sowie Maßnahmen zum Abschluss einer Berufsausbildung und zur Eingliederung in den Arbeitsmarkt haben im bedürfnisorientierten Behandlungs- und Betreuungskonzept einen hohen Stellenwert. Es ist wichtig, dass suchtgefährdete und suchterkrankte Personen die Möglichkeit haben, ihre Ausbildung weiterzuführen bzw. zu beenden, ihre Arbeitsfähigkeit beizubehalten bzw. wiederzuerlangen und in gesicherten Wohnverhältnissen leben zu können.

## 4) Sicherheit

Die Wiener Drogenpolitik bekennt sich zu den Grundsätzen Hilfe statt Strafe für die DrogenkonsumentInnen und Verfolgung und Bestrafung des Drogenhandels. Der Schwerpunkt dieser „Säule“ liegt auf der Bekämpfung der organisierten Kriminalität und Geldwäsche, wobei die Sicherheit der Bevölkerung oberste Priorität hat. Hierbei wird von einem umfassenden Sicherheitsbegriff ausgegangen, der neben klassischen polizeilichen Maßnahmen zur Eindäm-

mung des Suchtproblems ganz wesentlich auch Maßnahmen zur Verbesserung des subjektiven Sicherheitsgefühls, der sozialen Verträglichkeit und Konfliktregelung mit einbezieht. Neben der Bekämpfung der Kriminalität geht es unter anderem um die Sicherheit im Straßenverkehr, auf öffentlichen Plätzen, aber z. B. auch auf Fußball-Veranstaltungen. In diesem Bereich ist eine enge Zusammenarbeit mit der Wiener Polizei notwendig, die sich im Rahmen der bundesgesetzlichen Verpflichtungen ebenfalls am Wiener Drogenkonzept orientiert. Ziel ist es, die Gesellschaft vor den Auswirkungen des Drogenkonsums zu schützen und das Gefühl der Unsicherheit in der Bevölkerung zu verringern.

Das Drogenproblem an sich kann realistisch gesehen nicht gelöst, sondern nur klein gehalten werden. Dies ist nur möglich, wenn alle vier Säulen als gleich wichtig betrachtet werden, die Maßnahmen aufeinander abgestimmt werden und alle Beteiligten zusammenarbeiten.

Im Sinne eines bedarfs- und bedürfnisgerechten Drogenhilfsnetzwerks wurden 2005 folgende neuen Projekte installiert:

## Neue Projekte des Wiener Drogenhilfsnetzwerkes

**Dialog 10** ist eine Einrichtung für Suchtmittelabhängige und Angehörige im Süden von Wien. Mit ihrer Einrichtung wurden für diese Region adäquate ambulante Angebote geschaffen, welche die bisher bestehenden Einrichtungen entlasten und zusätzliche Leistungen zur Verfügung stellen.

Der Ambulanzbetrieb ist fünf Tage pro Woche geöffnet, wird von einem multiprofessionellen Team, bestehend aus ÄrztInnen, PsychologInnen und SozialarbeiterInnen, durchgeführt und bietet suchtmittelmedizinische Akutversorgung, medizinische Behandlung und psychosoziale Beratung und Betreuung an. Beratung und Betreuung werden nach Terminvereinbarung auch außerhalb der Öffnungszeiten der Ambulanz angeboten.

Ein Schwerpunkt des Angebots von Dialog 10 ist die Suchtprävention, die in Kooperation mit schulischen und außerschulischen Jugendeinrichtungen, der Magistratsabteilung 11, anderen Suchthilfeeinrichtungen, Krankenanstalten und regionalen Stellen umgesetzt wird.

**aXXept** ist ein Streetworkprojekt des Vereins Wiener Sozialprojekte, speziell für die Zielgruppe der Punks, um Maßnahmen zur Deeskalation im öffentlichen Raum zu setzen und zugleich Interventionen im Sinne der Verbesserung der sozialen Situation der Betroffenen durchzuführen. Es wird u. a. aufsuchende Sozialarbeit angeboten, die flexibel und dem Bedarf entsprechend konkrete Angebote für diese Zielgruppe der Punks setzt.

Es ist vorgesehen, einen Stützpunkt für Sofortinterventionen zur Abwicklung von Beratungs- und Betreuungsgesprächen, zur Durchführung von Kriseninterventionen sowie von Deeskalations- und Konfliktmanagementmaßnahmen einzurichten.

Ein großes Ziel des Projekts ist die Vernetzung mit relevanten Einrichtungen aus den Bereichen der Jugendwohlfahrt, des Arbeitsmarktservice sowie dem Fachbereich Sucht und Drogen und dem Fachbereich Wohnen des Fonds Soziales Wien (FSW).

**Help U** ist ein in Kooperation mit den Wiener Linien durchgeführtes Pilotprojekt für ein konfliktfreies Miteinander und Sicherheit an städtischen Brennpunkten. Das Projekt wurde 2005 am Karlsplatz etabliert. Ziel dieses Pilotprojektes ist es, durch

- Präsenz
- ein Kommunikationsangebot
- die Vernetzung aller Dialoggruppen
- Mediation
- die Funktion als MultiplikatorInnen
- Krisenintervention in Notfällen
- die Beziehung zuständiger SpezialistInnen u. a.

die objektive Sicherheit und das subjektive Sicherheitsgefühl aller NutzerInnen des sozialen Brennpunktes Karlsplatz zu erhöhen.

Zu den Dialoggruppen zählen:

- betroffene Personen (AnrainerInnen, Geschäftsleute der Passage, Fahrgäste, PassantInnen bzw. TouristInnen)
- umliegende Institutionen (Schulen, Technische Universität, Karlskirche, Secession, Wien Museum u. a.)
- Polizei (Stadtpolizeikommando Innere Stadt, Polizeiinspektion Kärnt-

nertorpassage, Stadtpolizeikommando Margareten, Kriminalamt)

- Wiener Linien
- soziale Institutionen vor Ort (Verein Wiener Sozialprojekte – Streetwork und Sozialer Stützpunkt Mobile Anlaufstelle, Caritas Wien – Gruft und Canisi- bzw. Francescobus, Fonds Soziales Wien – Einrichtungen für Wohnungslose bzw. Tageszentrum JOSI).

2006 wird auf Basis der bisherigen Erfahrungen über die Fortführung und möglicherweise auch Ausweitung dieses Projektes auf andere städtische Brennpunkte entschieden.

**a\_way** ist eine Notschlafsstelle für Jugendliche im Alter von 14 bis 18 Jahren ohne anderen alternativen Schlafplatz. Mit der Finanzierung dieser bei der Caritas der Erzdiözese Wien operativ angesiedelten Einrichtung wurde eine Versorgungslücke für die Zielgruppe sozial desintegrierter Jugendlicher im Bereich der kurzfristigen Unterbringung geschlossen.

Ziele der Notschlafstelle sind:

- die Gewährung einer materiellen Grundversorgung
- die Verhinderung des Abrutschens in manifeste Wohnungslosigkeit und soziale Isolation
- längerfristige Stabilisierung der Lebensumstände
- sowie im Idealfall die Rückführung in die Ursprungsfamilie oder aber die Weitervermittlung in eine höherschwellige Betreuungseinrichtung

Zu den Angeboten zählen u. a.:

- Schutz- und Erholungsraum (Schutz vor Übergriffen usw.)
- unbürokratische Nächtigungsmöglichkeit
- basale Grundversorgung (Verpflegung, Bekleidung, Hygieneartikel usw.)
- Wasch- und Duschgelegenheit, Möglichkeit zum Wäschewaschen
- Mindest-Krankenhilfe
- sozialarbeiterische (Erst-)Anamnese
- Abklärung der psychosozialen Situation (Krisen, Betreuungsbereitschaft, Lebenssituation)
- sozialarbeiterische Betreuung (Beratung, Krisenintervention, Hilfe bei alters- und geschlechtsspezifischen Problemen usw.)

- Information über und Vermittlung zu weiterführenden Angeboten (MA 11, Dialog 10, AMS, Gesundheitseinrichtungen usw.)
- Erreichbarkeit der Jugendlichen für andere Stellen (vor allem die MA 11) und Angehörige (bei Wunsch der Jugendlichen), gegebenenfalls Kontakthanbahnung
- Motivationssteigerung zur Annahme adäquater Hilfe (Empowerment)

Auf Basis einer laufenden Dokumentation der Erfahrungen, der Adaptierung des Konzeptes und einer abschließenden Evaluation über dieses bis 1. Dezember 2006 befristete Projekt soll über dessen Überführung in den Regelbetrieb entschieden werden.

## WORKSHOP 4

# VÖLKERRECHTLICHE BASIS FÜR DAS KINDESWOHL: DIE KINDERRECHTE

## TeilnehmerInnen aus den Organisationen:

Soziale Arbeit mit Familien, Volkshilfe Niederösterreich

## ModeratorInnen:

DSA Wolfgang Doppler, Kinder- und Jugendanwaltschaft Niederösterreich

Bettina Schininger, Österreichische Kinderfreunde Oberösterreich

## Kinderrechte sind Menschenrechte für Kinder!

- Die Menschenrechtskonvention legt die grundlegenden Rechte aller Menschen fest.
- Für Frauen gibt es zusätzlich eine spezielle Version der Menschenrechte: die Frauenrechte.
- Für Kinder (0–18 Jahre) gibt es zusätzlich eine spezielle Version der Menschenrechte: die Kinderrechte.

### Warum?

Weil Kinder spezielle Bedürfnisse und Voraussetzungen haben, die eigens beachtet und geschützt werden müssen.

## UN-Konvention über die Rechte des Kindes

- Diese Konvention wurde am 20. November 1989 von den Vereinten Nationen einstimmig angenommen.
- Österreich hat die Kinderrechtskonvention am 6. August 1992 ratifiziert.
- Sie ist am 5. September 1992 in Kraft getreten.
- Leider ist sie noch nicht in der Verfassung Österreichs verankert.
- In einzelnen Bundesländern ist sie in der Landesverfassung verankert.

## Ziel der Verankerung von Grundrechten für Kinder und Jugendliche

- Ziel ist nicht die Schaffung einer besonders privilegierten gesellschaftlichen Gruppe.
- Ganz im Gegenteil: Im Mittelpunkt steht das „Aufholen“, das „Gleichziehen“ von Kindern und Jugendlichen in ihrer Anerkennung der Persönlichkeit und Rechtspersönlichkeit.
- Das Recht auf Schutz, Fürsorge und Mitbestimmung gerade der „jüngsten Mitglieder der Gesellschaft“ ist darin genauso enthalten wie die diesbezügliche Verantwortung der Gesellschaft.

## Der Inhalt der Konvention

- 1) Wer gilt als Kind?
- 2) Gibt es Ausnahmen?
- 3) Was bedeutet das für die Erwachsenen?
- 4) Was ist, wenn ein Land arm ist?
- 5) Was ist mit den Eltern?
- 6) Das Grundrecht auf Leben
- 7) Grundrecht auf Namen, Familie, Staatsangehörigkeit
- 8) Grundrecht auf Familienzusammenführung
- 9) Recht auf Trennung von den Eltern
- 10) Flüchtlingskinder und Familienzusammenführung
- 11) Entführung und Verschleppung
- 12) Das Recht, gehört zu werden
- 13) Das Recht auf eine eigene Meinung
- 14) Gedankenfreiheit, Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit
- 15) Das Recht, sich versammeln zu dürfen
- 16) Das Recht auf eine Privatsphäre
- 17) Das Recht auf Information
- 18) Hilfe und Schutz für Eltern
- 19) Das Verbot von Gewalt gegen Kinder
- 20) Das Recht auf Fürsorge und Schutz
- 21) Adoption
- 22) Das Recht auf Asyl
- 23) Der Schutz und die Rechte behinderter Kinder
- 24) Das Recht auf Gesundheit
- 25) Schutz von Heimkindern
- 26) Versicherungsschutz für Kinder
- 27) Das Recht auf Erfüllung der Grundbedürfnisse des Kindes
- 28) Das Recht auf Bildung – Schulpflicht
- 29) Bekenntnis zu Grundwerten in der Erziehung der Kinder
- 30) Rechte der Kinder aus Minderheiten
- 31) Recht auf Freizeit und Erholung
- 32) Schutz des Kindes vor Ausbeutung und Kinderarbeit
- 33) Verbot von harten Drogen und Rauschgift für Kinder
- 34) Schutz vor sexuellem Missbrauch
- 35) Verbot von Kinderhandel
- 36) Schutz vor Ausbeutung von Kindern



- 37) Schutz der Kinder, die eine Straftat begangen haben
- 38) Schutz der Kinder vor Kriegsdienst und Militärdienst
- 39) Schonung und Schutz von Kindern als Opfer von Gewalt
- 40) Rechte der Kinder, die eine Straftat begangen haben
- 41) Vorrang besser geeigneter Bestimmungen einzelner Staaten
- 42) Kinderrechte nicht verschweigen
- 43–45) Kontrolle und Verfahrensfragen

### Die Umsetzung der Konvention

- Die UNO hat einen Kinderrechte-Ausschuss eingesetzt, der die Umsetzung der Konvention in den einzelnen Staaten der Welt überwacht.
- Alle Staaten, die die Konvention unterzeichnet haben, müssen alle fünf Jahre einen Staatenbericht abliefern.
- Zusätzlich fordert die UNO Kinderrechtsorganisationen (NGOs) auf, parallel einen alternativen Schattenbericht abzugeben.
- Aus beiden Informationen zieht der Ausschuss Bilanz und formuliert Empfehlungen zur weiteren Umsetzungsarbeit (Concluding Observations).

### Concluding Observations 2005

Folgende Kritikpunkte äußert die UNO gegenüber Österreich:

- tagtägliche Gewaltausübung und Missbrauch an Kindern
- nicht erfolgte Verankerung der KRK in der Bundesverfassung
- Umgang mit minderjährigen Asylsuchenden
- Diskriminierungen durch unterschiedl. Ländergesetzgebung
- keine bundesweit agierende Kinderrechtsstelle

### Netzwerk Kinderrechte Österreich – National Coalition

- Ist das Gremium, das sich um die Verfassung des alternativen Schattenberichtes kümmert.
- Darüber hinaus finden dort Vernetzung, Informationsaustausch und gemeinsame Projekte zum Thema Kinderrechte statt.
- Derzeitige Mitglieder:  
Kinder- und Jugendanwaltschaften, Bundesjugendvertretung, UNICEF Österreich, FICE Österreich, Katholische Jungschar Österreichs, Österreichische Kinderfreunde – Rote Falken, Ludwig-Bolzmann-Institut für

Menschenrechte – Servicestelle Menschenrechtsbildung, SOS-Kinderdörfer, Kuratorium Kinderstimme, Pro Juventute, Kinderbüro Graz, AKZENTE Salzburg, Pfadfinderinnen und Pfadfinder Österreichs, Asylkoordination Österreichs

[www.kinderhabenrechte.at](http://www.kinderhabenrechte.at)

### Die Umsetzung der Konvention

2003 haben Jungschar und Kinderfreunde im Auftrag des BMSG eine Umfrage bei der Zielgruppe durchgeführt. 25.000 junge Menschen äußerten sich zur Frage: „Was soll sich deiner Meinung nach in Österreich für Kinder und Jugendliche verbessern?“

1. Freizeitangebote (4990)
2. Kinderrechte (2446)
3. Bildung/Schule (2160)
4. Krieg/Gewalt – Frieden (2061)
5. Familie (1817)
6. Armut (1582)
7. Materielles (1268)
8. Umwelt (1168)
9. Gesundheit (1167)
10. Verkehr (880)
11. Gesellschaft (876)
12. Kinderbetreuung (724)
- u. v. m.

## WORKSHOP 5

### JUGENDARBEITSLOSIGKEIT: PERSPEKTIVEN

### TeilnehmerInnen aus den Organisationen:

ARC Systems Research, Berufsschule Korneuburg, Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – Abt. IV/6, Bundessozialamt, FH St. Pölten, Kids Company, Niederösterreichisches Hilfswerk, QUAMUT, Stadtschulrat für Wien – Schulpsychologische Bildungsberatung, Verein Neustart, Verein STI, Verein Z'sam, Volkshilfe Oberösterreich, Volkshilfe – Hipopera Projektleitung, Verein für Sozialprävention und Gemeinwesenarbeit, WAFF – Jobchance, WUK Ausbildungs- und Beratungsprojekte

### Moderatoren:

Mag. Peter Schlögl, Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung  
Dr. Wolfgang Tritremmel, Industriellenvereinigung Österreich, Sozialpolitik

- Die demografische Entwicklung wird zu einem geringeren Angebot junger Arbeitskräfte führen.
- Der Strukturwandel (internationale Aufgabenteilung, EU-Erweiterung, Dienstleistungsbereich wird größer) führt ebenso zu Neuorientierungen in der Ausbildung wie der technologische Wandel durch PC und Internet.
- Das lebensbegleitende Lernen ist notwendig, um die Beschäftigungsfähigkeit zu sichern. Daher haben die Eltern, die Lehrer, aber auch die Jugendlichen selbst eine Verpflichtung, sich auf diese Veränderungen schon in der Grundausbildung einzustellen.
- Für die jugendlichen Arbeitskräfte, die Einstiegsprobleme in den Arbeitsmarkt haben, bietet das Arbeitsmarktservice eine breite Palette von Maßnahmen – vom Erwerb von Zusatzqualifikationen über die Einstellförderung bis zu Transitarbeitsplätzen.
- Dazu kommen neue Maßnahmen wie die Lehrlingsförderung, das Kombilohnmodell und die Initiative „Der Jugend eine Chance“ (WKÖ/AMS) sowie die Möglichkeit, den Hauptschulabschluss nachzuholen.

- Auch der verbindliche Betreuungsplan des AMS seit Beginn 2005 ist dabei ein guter Rahmen zur Vorbereitung auf den Eintritt in den Arbeitsmarkt.
- Die Berufsorientierung in den Schulen ist in Österreich noch deutlich zu verbessern.
- Wichtig für Jugendliche ist, sich auf die Arbeitswelt gut vorzubereiten, sich zu informieren (Wirtschaftsteil der Zeitungen etc.), Netzwerke zu pflegen, in Vorbereitung Ferienarbeit bzw. Ferienpraxis zu machen und sich auch für Bewerbungsgespräche vorzubereiten.

### Ausgewählte Ergebnisse aus dem Workshop „Jugendarbeitslosigkeit“

Neben sehr grundsätzlichen Fragestellungen (Arbeit/Arbeitslosigkeit) wurden auch recht konkrete Aspekte beleuchtet:

- Was tun wir mit jungen Menschen, die die Voraussetzungen für eine klassische Qualifikation/Ausbildung nicht erfüllen können? – Auch für diese Gruppe muss es etwas geben.
- Arbeit als (alleinigen) Wert hinterfragen, „ein gelungenes Leben führen können“ als übergeordneten Wert identifizieren.
- Probleme auf der Makroebene werden individualisiert.
- Wirtschafts- und Beschäftigungsbedingungen sind politisch beeinflussbar, sind nicht vom Himmel gefallen.
- Individuelle Benachteiligungen sind auch eine gesellschaftliche Herausforderung – Auffangnetz fehlt z. T.
- Ganzheitliche Problemstellungen bei jungen Menschen mit komplexen Zuständigkeiten und Finanziers – Regionalisierung als Chance, um die Akteure zu vernetzen.
- Adressaten können sein: Bildungspolitik, Sozialpolitik, Arbeitsmarktpolitik, Betriebe ...
- Qualitätsmerkmale als Vorgaben für AMS-Maßnahmen sind durchaus entwicklungsfähig. Bei Jugendmaßnahmen ist die Nachhaltigkeit als übergeordnetes Ziel stärker zu verfolgen.

- Eigenverantwortung stärken, kreative und individuelle Ressourcen fördern.
- Verbesserung, Neuordnung der Berufsorientierung und Bildungsinformation.
- Besondere Probleme mit Führerschein, Erreichbarkeit von Arbeitsstellen, Staplerschein vom AMS finanziert bekommen, aber keinen Führerschein.
- Schlüsselpersonen identifizieren (betriebliche Kontaktpersonen ...).

## WORKSHOP 6

### **LEBENSWELTEN UND LEBENSWERTE JUNGER MENSCHEN WIE WACHSEN KINDER UND JUGENDLICHE HEUTE AUF? LEBENS- UND TODESZEICHEN IN DEN GESELLSCHAFTEN FORCIERTER MODERNISIERUNG**

## TeilnehmerInnen aus den Organisationen:

Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Abteilung Jugendwohlfahrt,  
Amt der Steiermärkischen Landesregierung – Landesjugendreferat, BAKIP Ober-  
wart, Bezirkshauptmannschaft Bruck/Leitha – Fachgebiet Jugendwohlfahrt,  
Bezirkshauptmannschaft Feldbach, Fachstelle für Suchtvorbeugung, FH St.  
Pölten, Katholische Jungschar Österreichs, Kinderschutzzentrum Linz, MA 11  
– Krankenanstalt Rudolfsstiftung, Verein Neustart, Verein Wiener Sozialprojekte  
– ChEckiT, Volkshilfe Niederösterreich – Service Mensch GmbH, Zentrum  
Spattstraße

## Moderatoren:

MMag. Dr. Regina Polak, MAS, Institut für Pastoraltheologie, Wien  
Annette Schocher, Österreichisches Jugendrotkreuz

## 1. Hochambivalente Modernisierungs- und Entgrenzungsprozesse

Wie leben Kinder und Jugendliche in modernen Gesellschaften? In welche Welt wachsen sie hinein? Welche Themen, Aufgaben und Probleme prägen ihren Alltag und das Aufwachsen in einer Zeit, in der sich vertraute soziale Lebenswelten wandeln und auflösen, neue virtuelle Räume erschließen und traditionelle Sozialräume und deren Wertestrukturen unter Druck kommen, zerstört werden oder sich permanent wandeln? Was bedeutet Jung-Sein im Kontext der Globalisierung und der damit verbundenen forcierten Modernisierungsprozesse, die die Lebenswelten (nicht nur) der jungen Menschen in räumlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht entgrenzen, also öffnen und weiten, aber auch irritieren und zerstören? Wie verändern sich Werthaltungen und Lebenseinstellungen in diesen dynamischen und unüberschaubaren, komplexen Prozessen?

Beschleunigte Modernisierungsprozesse in den Gesellschaften der reichen westlichen Gesellschaften, zu denen auch Österreich zählt, lassen sich insbesondere in den Bereichen der Wissenschaft und Technik, vor allem aber der Ökonomie beobachten, die die Politik vor sich hertreibt. Die Hegemonie ökonomischer Prinzipien, denen gegenwärtig in allen anderen Lebensbereichen zunehmend mehr Macht eingeräumt wird, führt zur Aufweichung und Verschiebung, zum Durchlässig-Werden und zur Flexibilisierung, aber auch zum Verschwinden und zur

Zerstörung von festen Grenzen in den traditionellen Lebensräumen auch junger Menschen. Die Lebensphasen des Kind-Seins sowie des Jugendlich-Seins unterliegen dabei massiven Entstrukturierungsprozessen und ändern ihre bisherige Bedeutung.

Diese vieldeutigen und in ihren Folgen noch nicht zur Gänze einschätzbaren Entgrenzungsprozesse stellen junge Menschen vor enorme Herausforderungen, eröffnen neue Lebenschancen, führen aber auch zu großen Problemen und neuen Fragestellungen, insbesondere im Bereich der Werte und Einstellungen. Von den weit reichenden Transformationsprozessen betroffen sind nahezu alle Lebenswelten von Kindern und jungen Menschen: Familien- und Beziehungswelt, Freizeit-, Arbeits- und Wirtschaftswelt, gesellschaftlicher und politischer Raum, die Welten von Kunst und Kultur, von Ethik, Spiritualität und Religion. Dabei ist vorläufig offen, ob diese Umbrüche Kindern und Jugendlichen primär zum Vor- oder zum Nachteil gereichen. Die Auswirkungen des sozialen Wandels sind höchst differenziert und zudem ambivalent; ein und dieselbe Entwicklung kann sich sowohl negativ als auch positiv auf Kinder auswirken: Z. B. ermöglicht der Zugang zu virtuellen Welten über das Internet auch den Zugang zu neuen Informationen und Deutungsmodellen der Welt, die Jugendliche dabei unterstützen, sich einen weiteren und gebildeteren Deutungshorizont zu erschließen als jenen der Eltern und der eigenen Bildungs- und Betreuungsinstitutionen. Junge Menschen können sich so von familiärer Deutungshoheit, institutioneller Kontrolle und Abhängigkeit emanzipieren, indem sie sich virtuelle Räume erschließen, die den Erwachsenen nicht zugänglich sind. Dies ist mit Gewinn allerdings nur dann möglich, wenn Jugendliche ausreichend medienkompetent sind und über einen entsprechenden Bildungsstand verfügen, um die inhaltliche Qualität der Informationen kritisch reflektieren und prüfen zu können. Denn die neu aussehenden Informationen können genauso die Denk- und Handlungsmöglichkeiten von Jugendlichen empfindlich einschränken; die virtuellen Räume können nicht mehr sein als die digitalisierte Verdoppelung der realen Welt, in der fragwürdige weltanschauliche oder politische Ideologien vertreten werden. Gerade die enge Verquickung von ökonomischen Interessen und virtuellen Welten birgt zudem viele neue Unfreiheiten für junge Menschen und kann den virtuellen Raum zum Indoktrinationsort des Ökonomismus werden lassen.

Bereits an diesem Beispiel wird deutlich, dass die Auswirkungen von Modernisierungsprozessen eng mit individuellen Lebenskompetenzen, mit Werthal-

tungen, mit dem Bildungsniveau und daher auch mit der sozialen Herkunft von jungen Menschen zu tun haben. Daher ist damit zu rechnen, dass die Auswirkungen der gesellschaftlichen Transformation zu Polarisierungen innerhalb der verschiedenen sozialen Milieus der Kinder und Jugendlichen führen werden, ebenso wie mit Widersprüchen innerhalb ein und desselben Milieus zu rechnen sein wird. Zahlreiche Parameter – Geschlecht, Bildung, Herkunftsmilieu, Einkommen und Bildung der Eltern, Wohnort, politische Einstellung, psychische Verfassung usw. – beeinflussen die Art und Weise der Folgen der Modernisierung für junge Menschen.

Insbesondere der Bereich der Arbeit, konkret: der Eintritt in den Arbeitsmarkt, und die dafür notwendigen davor zu erbringenden Leistungen in Bildung und Ausbildung binden heute bei jungen Menschen ein Übermaß an sozialen, zeitlichen und psychischen Ressourcen. Dies beginnt bereits im Kindesalter – wenn beispielsweise ein politischer Diskurs darüber geführt wird, ob man Kinder um des Sicherns des Wirtschaftsstandortes willen nicht schon mit vier oder fünf Jahren einschulen sollte; dass der Kindergarten bereits eine Bildungseinrichtung sei, die für den Arbeitsmarkt Vorbildung soll; ob Kinder nicht schon mit vier Jahren die erste Fremdsprache und mit fünf Grundkenntnisse in den naturwissenschaftlichen Fächern vermittelt bekommen sollten, um auch den Wirtschaftsstandort zu sichern. Nun ist es durchaus sinnvoll, Kinder in ihren Talenten schon frühzeitig zu fördern und der ausgeprägten kindlichen Lernbereitschaft mit vielen Anregungen entgegenzukommen. Bemerkenswert ist jedoch, dass vergleichbare Überlegungen zum Thema Frühförderung in ethischen oder religiösen, künstlerischen oder sozialen Belangen kaum mit solcher politischer Verve geführt werden, was auch angesichts der politischen Argumentationsstrukturen den Verdacht keimen lässt, es gehe gar nicht um das Wohlergehen oder die Lernfreude der Kinder, sondern um den wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolg bzw. um die (verständlichen und realistischen) Ängste der Eltern, dass die eigenen Kinder wegen zu geringer Bildung aus dem sozialen Zusammenhalt (und das meint gegenwärtig: aus der Arbeitswelt) herausfallen werden. Dabei ist mit Bildung natürlich keinesfalls eine umfassende Allgemeinbildung gemeint, geschweige denn Persönlichkeits-, Geistes- oder Menschenbildung, sondern es geht um Berufsausbildung und die dafür nötigen Schlüsselqualifikationen. Und die Jugendlichen bestätigen diesen Verdacht, indem sich in ihren Wertehierarchien jene Werte an erster Stelle finden, die ihnen durch die vorgelebte Praxis in der Erwachsenenwelt als wert-

voll nahe gebracht werden: Leistungsorientierung und Erfolg rangieren an den vordersten Plätzen. Für Jugendliche sind eben immer jene Werte prioritär, die die meiste Zukunft versprechen, und das scheinen gegenwärtig – wenn man die ökologischen und sozialen Folgen modernen Wirtschaftens außer Acht lässt – ökonomische Werte zu sein. Zudem ist die Mehrheit der jungen Menschen in ihren Wertekonzepten der Erwachsenengeneration ausgesprochen treu; es gilt die alte pädagogische Erfahrung, dass sich das vorgelebte Leben und dessen implizit gelebte Werte nachhaltiger einprägen als theoretische Wertvorstellungen und etwaige Moralpredigten.

Zugleich und in enger Verbindung mit der wachsenden Bedeutung von Leistung, Erfolg und Arbeit/Ausbildung hat die Bedeutung der Peers für die Mehrheit der Burschen und vor allem der Mädchen stark zugenommen. In Österreich ist die Zahl der Jugendlichen, für die Freunde und Freundinnen „sehr wichtig“ sind, innerhalb von zehn Jahren rapide gestiegen: Waren es 1990 noch 53 %, waren es 2000 bereits 72 % der Jugendlichen zwischen 14 und 24 Jahren, für die dieser Lebensbereich zentral ist. Die Peers haben damit der Familie den ersten Rang abgelaufen – und das, obwohl die Bedeutung der Familie konstant hoch ist und die Mehrheit der Jugendlichen mit ihren Familien durchaus zufrieden ist. Freundschaften sind besonders dann wichtig, wenn es darum geht, mit den technischen und ökonomischen Herausforderungen veränderter Lebensräume fertig zu werden. Freundschaften kompensieren aber vor allem in Zeiten, in denen Eltern und erwachsene Bezugspersonen zunehmend weniger Zeit für Kinder und Jugendliche haben, das Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Nähe, Zärtlichkeit und Liebe. In der Kinder- und Jugendforschung spricht man bereits von „time squeezes“ und „time famines“, also Zeitengpässen und Zeithungersnöten, unter denen v. a. Kinder leiden, die empirisch nachweisbar höchst differenzierte Zeitbedürfnisse haben und die für eine gedeihliche Entwicklung nicht nur auf Eltern angewiesen sind, die „gut drauf“ und mit sich selbst zufrieden sind, sondern auch auf Eltern, die psychisch, physisch sowie zeitlich verfügbar sind. Doch der Trend geht bei den Eltern genau in die entgegengesetzte Richtung: Sie sind physisch, psychisch und mental zunehmend mehr in die Erwerbsarbeit involviert. Daher befriedigen Kinder und Jugendliche ihre Bedürfnisse nach sozialer Sicherheit, nach Liebe und Geborgenheit, nach sozialer Orientierung und Gemeinschaft zunehmend und immer früher bei den Gleichaltrigen. Dies bringt neue Möglichkeiten des Mit- und Voneinanderlernens und der Emanzipation vom Elternhaus, neue und intensiv-innige

Beziehungsqualitäten; insbesondere für junge Mädchen liegt hierin ein großes Entwicklungspotenzial, indem sich Mädchen wechselseitig ermutigen und ermächtigen und stabile Freundschaften schließen, die unabhängig von Burschenurteilen sind.

Aber auch neue Gefahren lauern: Beängstigende Zahlen über das Mobbing von Kindern und Jugendlichen an Schulen lassen die Frage aufkommen, wo jene Kinder und Jugendlichen Liebe und soziale Sicherheit bekommen können, die aus diversen Gründen nicht in die Gleichaltrigengruppe integriert werden (Kleidung, Freizeitbeschäftigungen, Medienkonsum, aber auch Exklusionsgründe, deren Behebung die Eltern nicht mit Geld lösen können, wie z. B. Aussehen, Sprache, Verhalten). Offen bleibt auch, ob Kinder und Jugendliche einander ausreichend beschützen oder in Situationen sozialer oder psychischer Engpässe substanzielle Orientierung und Stütze geben können. Auch ein noch so gut ausgebildetes pädagogisches Personal wird aufgrund der Betreuungszahlen und des Leistungsdruckes von Seiten der Erwartungen der Eltern und der Wirtschaft/Politik, die Kinder berufsfähig zu erziehen, nicht in der Lage sein, gerade den gemobbten Kindern und Jugendlichen mit Problemen jene Zeit, Nähe und Aufmerksamkeit entgegenzubringen, die gerade diese dringend brauchen.

Trotz – oder wegen? – der hohen Bedeutung der Arbeit für die jungen Menschen weisen Studien schließlich auch darauf hin, dass postmaterielle Wertemuster wie die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit und die Entwicklung eigener Interessen und Hobbys zunehmend wichtiger werden. Hier könnte sich bei Jugendlichen ein Umdenkprozess ankündigen: dass junge Menschen unter einem gelungenen Leben nicht mehr nur beruflichen und materiellen Erfolg verstehen wollen, sondern dass ihnen auch Lebensqualität wichtig ist. Jugendliche, die solche alternative Lebensweisen suchen, sind primär in den gebildeteren, wohlhabenden Schichten zu finden. Materielle Sicherheit und gute berufliche Zukunftsaussichten scheinen also eine notwendige Bedingung dafür zu sein, dass „weiche“, geistige Werte wieder an Bedeutung gewinnen können. Ob und wie es diesen Jugendlichen freilich gelingen kann, ihre Wünsche nach einem ausbalancierten Leben zu konkretisieren, wird davon abhängen, ob und wie es in den nächsten Jahrzehnten gelingt, die ökonomischen „Sachzwänge“, die als Grund für den beschleunigten Ökonomismus genannt werden, ihrer totalitarismusverdächtigen Macht zu entledigen und sie als Popanz zu

entlarven, die von Interessen spezifischer gesellschaftlicher Gruppen geleitet, von diesen selbst hergestellt und daher auch veränderbar sind. Entsprechende mutige und entschlossene Strukturwandlungsprozesse von Seiten der Politik könnten die Ökonomie zu einem freieren und gerechten, schöpferischen und erfüllenden Lebensraum umgestalten und in ein ausgewogenes Gleichgewicht zu anderen Lebensbereichen bringen. Solche Politik birgt die Chance, dass junge Menschen ihre Träume vom guten Leben wahr machen könnten, in dem „Lieben und Arbeiten“ die beiden wichtigen Säulen der Existenz sind. Doch momentan scheinen daran primär junge Menschen Interesse zu haben. Die Erwachsenen jammern zwar, aber ihre Praxis belegt das Gegenteil.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, wie sie hier exemplarisch angedeutet wurden, stehen in engem wechselseitigem Zusammenhang mit den Einstellungen und Wertewelten junger Menschen. Insbesondere die ökonomischen Entwicklungen haben massiven Einfluss auf die Konstruktion und den Gestaltwandel jugendlicher Wertesysteme. Im Bereich der Politik äußert sich dies beispielsweise so, dass die nationale Politik aus der Sicht der Jugendlichen stark an Gestaltungsmacht verloren hat und daher die Partizipationsbereitschaft der Jugendlichen rapide sinkt. Dem entspricht auf der individuellen Ebene das Gefühl der persönlichen Ohnmacht und der Ineffektivität politischer Aktivitäten. Jugendliche sind zwar bereit, mitzugestalten, fühlen sich aber von der traditionellen Politik nicht angesprochen.

Die makro- und mikrosoziologisch stark veränderten Lebenssituationen junger Menschen führen auch im Bereich der geistigen Orientierung zu Entgrenzungs- und Entstrukturierungsprozessen. Auch „Geist“ und „Sinn“ sind herausfordernden und widersprüchlichen, spannenden, aber auch bedrohlichen Entwicklungen ausgesetzt. Traditionelle Begrifflichkeiten ändern ebenso ihre Bedeutung, wie sich die Orte, Ziele und Interessen, Inhalte und Gestalten geistigen Lebens verschieben. Geist und Sinn kommen an ungewohnten Orten und in neuen Kontexten auf, gehen aber andernorts unter. Dabei entsteht auch neuer Unsinn, und Geist ist durch manche Dimensionen der Modernisierungsdynamik auch massiv bedroht. Geistige Lebenshorizonte, wie sie einerseits durch moralische und ethische Sinn-Konzepte, andererseits durch religiöse und spirituelle Lebensmodelle aufgespannt werden können bzw. sind, sind globalisierungs- und modernisierungsbedingt massiven Veränderungen unterworfen. Zugleich lässt sich gesamtgesellschaftlich ein steigender Bedarf nach „Sinn“ und

„Geist“ konstatieren, der sich in zwei Grunddimensionen zeigt: in einem wachsenden Bedarf nach Ethik und einer ebenso schillernden, widersprüchlichen und um sich greifenden Sehnsucht nach Religion und Spiritualität.

Der folgende Beitrag wird einen verdichteten Überblick zur Frage liefern, wie sich die Veränderungen im Kontext der eben beschriebenen Modernisierung auf die Wertewelten von Jugendlichen auswirken. Unter Werten werden dabei grundlegende Lebenseinstellungen und -horizonte verstanden, die insbesondere Jugendlichen wichtig sind. Dabei liegt mir im folgenden Beitrag vor allem das Zusammen- bzw. das Gegeneinanderspiel der geistigen Werte einer Kultur mit den individuellen Wertesystemen am Herzen. Dies deshalb, weil ich die Werte junger Menschen als Lebenseinstellungen wahrnehmbar machen möchte, die nicht primär individuellen Entscheidungen unterliegen, wie dies das Paradigma einer individualistischen Anthropologie behauptet, sondern die neben eigener freier Wahl eben auch maßgeblich geprägt und beeinflusst sind durch den jeweiligen makrosoziologischen Kontext. Aus diesem Grund wird in meiner Darstellung auch einer Globalperspektive über die Wertewelt zeitgenössischer Jugendlicher Vorrang gegenüber werteforscherischem Detailwissen und der Darstellung sozialer Subtypen gegeben – wohl wissend, dass es „die“ Kinder und „die“ Jugendlichen nicht gibt, sondern innerhalb einer Generation große Differenzen und Pluralität anzutreffen sind bzw. auch in der Jugendforschung diskutiert wird, wo die Grenzen des Jugendalters zu setzen sind. Nach einer kurzen Reflexion über die impliziten und ambivalenten Leitmotive des Modernisierungsprozesses wird gezeigt, wie sich diese Leitmotive auch in konkreten Werthaltungen widerspiegeln.

Wenn dabei primär von Jugendlichen die Rede sein wird, so liegt dies an meinem persönlichen Forschungsschwerpunkt: Ich beschäftige mich seit acht Jahren am Institut für Pastoraltheologie mit empirischer Jugendwerteforschung. Dies geschieht sowohl aus sozialwissenschaftlicher als auch aus theologischer Perspektive, wobei sich letztere vor allem in der expliziten Option für die benachteiligten Jugendlichen zum Ausdruck bringt sowie in der Wahl der Deutungskategorien, mittels deren ich versuche, in den Wertesystemen junger Menschen die hoffnungs-, freiheits-, liebes- und lebensmehrenden Dimensionen von jenen zu unterscheiden, die Verzweiflung, Unfreiheit, Hass und Unfrieden mehren, kurz: die „Lebens-“ von den „Todeszeichen“ zu unterscheiden. Lebenszeichen sind dabei all jene Entwicklungen im Wertebereich, die Freiheit und Liebe, Ge-

rechtigkeit und Solidarität sowie Spiritualität im breiten Sinne eines geistvollen, sinnerfüllten Lebens mehren, Todeszeichen hingegen verunmöglichen bzw. zerstören diese zentralen Lebensdimensionen.

Trotz der Schwerpunktsetzung im Bereich der Jugendlichen sollen exemplarisch auch einige Gedanken zu den Lebenswelten von Kindern formuliert werden. Allerdings zeigt ein Überblick über die Kindheitsforschung auch eine auffällige Lücke im Bereich empirischer Sozialforschung. Wie sich die Veränderungen moderner Lebenswelten auf das Leben von Kindern auswirken, wird wohl intensiv wissenschaftlich reflektiert, aber selten empirisch aus der Sicht der Kinder erfragt.

## 2. Leitmotive des Modernisierungsprozesses

Hier ist nicht der Ort, um über die Komplexität und Vieldeutigkeit des Modernitäts- sowie des Modernisierungsbegriffes ausführlich nachzudenken. Es kann aber gesagt werden, dass sich nahezu alle Studien über Kinder- und Jugendliche darüber einig sind, dass die Veränderungen in deren Lebenswelten maßgeblich mit einem widersprüchlich forcierten, beschleunigten Modernisierungsprozess zusammenhängen. Über dessen Strukturen und Dimensionen wird zwar diskutiert, aber einig ist sich die Forschung darin, dass sich, durch diesen Prozess initiiert, moderne Gesellschaften in einem gravierenden Übergang befinden, dessen Folgen und Auswirkungen sich erst in vagen Konturen abzeichnen. Ökonomisierung, Kommerzialisierung und Vermarktlichung, Mediatisierung und Virtualisierung werden dabei als die zentralen Parameter ausgemacht, ebenso die bereits angeführte Entgrenzung vormals voneinander getrennter Sozialräume.<sup>13</sup>

Betrachtet man diese Prozesse aus einer historischen Perspektive und versucht man, deren innere Leitmotive herauszuarbeiten, die diese Prozesse permanent beschleunigen, dann stößt man auf mehrere Imperative, die zwischenzeitlich einen beinahe schon ethisch-normativen Charakter bekommen haben und keinesfalls mehr nur beschreibendes Vokabular sind:

1. Alles muss immer besser werden, alles muss daher auch immer wieder reformiert werden, alles muss ständig in Bewegung bleiben: Das Zauberwort dazu, auf das wir in allen Lebensbereichen stoßen können, lautet Optimierung.



2. Alles muss immer vollkommener werden; halbe Sachen fordern dazu auf, aus ihnen zu lernen, um sie zu verbessern, bis sie vollkommen sind: Perfektionierung aller Lebensbereiche.
3. Alles muss immer nützlicher werden: Was bringt es? Was nützt es? Worin besteht die Praxisrelevanz? – Das sind die dogmatisch dazu passenden Fragen: Funktionalisierung bzw. „Umzuisierung“ (Zygmunt Baumann) aller Lebensbereiche.
4. Alles muss immer rascher werden, weil uns offenbar die Zeit davonläuft, um die Punkte 1–3 zu erledigen: Beschleunigung aller Lebensbereiche.
5. Alles muss immer sicherer werden, damit der Mensch nichts mehr fürchten muss: Sicherung aller Lebensverhältnisse.

Befragt man diese normativen Imperative nach ihren Wurzeln, wird alsbald sichtbar, dass neben Neugier und Fortschrittsglauben auch die Angst ein starker Motor in all diesen Prozessen ist – und die soll bekämpft werden. Ausschlossen und in den Verdacht des normativ Falschen geraten damit implizit:

1. Alles, was alt und tradiert ist, was beständig ist oder sich zu wenig oder gar nicht bewegt: Stillstand wird offenbar mit Tod assoziiert und wie dieser verdrängt und abgelehnt.
2. Alles, was unfertig, unzulänglich, unzureichend ist – Endlichkeit, Kontingenz, Unvollkommenheiten werden abgewehrt.
3. Alles, was absichtslos, zweckfrei, theoretisch ist: Das lautere Sein um seiner selbst willen und das freie Denken als Selbstzweck machen Angst.
4. Alles, was zu langsam ist oder bremst: Langeweile darf nicht aufkommen.
5. Alles, was unsicher ist oder macht: Denn dann wird man an die menschliche Kontingenz erinnert, daran, dass alles, was ist, auch genau so nicht sein könnte – und auch einmal nicht mehr sein wird.

Offensichtlich geht es in nuce bei allen Aktivitäten des Modernisierungsprozesses also um die angestrenzte *Bekämpfung des Todes*.

Nun haben sich zwischenzeitlich zwar bereits Gegentrends bemerkbar gemacht, die sich diesen Ängsten stellen und sich mit den tabuisierten Themen Langeweile, Unsicherheit, Endlichkeit und Kontingenz auseinander setzen. Nichtsdes-

totrotz haben sich die hier exemplarisch angeführten Leitmotive seit dem Beginn der Moderne so tief in unsere gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen eingepägt, dass sie fast schon eigendynamisch weiterwirken und dem Individuum, selbst wenn es dagegenhalten und umkehren will, enorme strukturelle Eigenmacht entgegengehalten. Zugleich haben die Absicherungsmechanismen der Angst, der Endlichkeit und dem Tod gegenüber durch moderne Institutionen ihrerseits bereits ein derartiges Aus- und Übermaß erreicht, dass die modernen Institutionen selbst mit ihren Modernisierungsprozessen Angst erzeugen und die Menschheit mit den Ergebnissen des so genannten Fortschritts mit dem Tod bedrohen.<sup>14</sup>

Dies ist weiters nicht verwunderlich, haben unsere modernen gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen ja auch genau im Spannungsfeld dieser Fragen und Themen ihre Wurzeln: Die Auseinandersetzung mit und die Abwehr von Endlichkeit und Tod, Ohnmacht und Angst stehen auch an der Wiege der Moderne, wie die deutsche Sozialwissenschaftlerin Marianne Gronemeyer eindrücklich gezeigt hat.<sup>15</sup> Freilich wird das von modernen ZeitgenossInnen, die an die Rettung der Menschheit durch den ständigen Fortschritt in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik glauben, und von diesen die Lösung der fundamentalen Fragen menschlicher Existenzprobleme erwarten wollen, nicht gern gehört. Diese Fortschrittsgläubigen sehen im Prozess der Moderne primär den Fortschritt des vernünftigen, sich selbst behauptenden, autonomen und freiheitsbewussten Individuums, das sich nicht nur aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit befreit (Kant), sondern grundsätzlich aus allem, was das menschliche Leben irgendwie einengt, begrenzt oder abhängig macht. Und es wäre historisch falsch, einseitig und der Moderne gegenüber ungerecht, wenn man ihr dieses Potenzial absprechen würde. Selbstverständlich bedeutet der Prozess der Moderne auch, dass der Mensch sich aus vielen unmenschlichen Abhängigkeiten befreien konnte und mit dem Fortschritt in Wissenschaft und Technik, in Wirtschaft und Politik Freiheit, Wohlstand und Macht enorm gewachsen sind – zumindest für einen Teil der Menschheit. Der Fortschritt hat das Leben für viele in vielerlei Hinsicht verbessert, seine Segnungen sollen die Menschen nicht missen müssen.

Doch ist dies eben nur die eine, die erfreuliche Seite der Modernisierung. Die andere Seite wird gerne verschwiegen oder verharmlost: die Tatsache, dass die Moderne auch eine Fluchtbewegung des zu Tode verängstigten Menschen

vor seiner eigenen Endlichkeit, vor dem Leiden und vor dem Tod ist; eine Fluchtbewegung, die auch Gewalt und Tod nach sich gezogen hat. Immerhin sind auch die beiden totalitären Regime des 20. Jahrhunderts Folgen des Geistes der Moderne – in ihrem unbedingten Willen zur Optimierung menschlichen Lebens (auch wenn totalitär festgelegt wurde, wer als „Mensch“ gelten darf). Marianne Gronemeyer legt diese zweite, tabuisierte Dimension der Moderne frei: An der Wiege der Moderne steht die konkrete historische Erfahrung der Pest, durch die im 14./15. Jahrhundert Millionen Menschen gestorben sind – und niemand, nicht die Medizin, nicht die Politik, nicht die Religion – konnte dieser Seuche etwas entgegenhalten. Angesichts dieser gewaltigen Ohnmacht beschloss die westliche Menschheit damals, dass eine solche Tragödie nie wieder stattfinden dürfe. Man machte sich auf den Weg in eine Zukunft, in der der Tod besiegt sein sollte. Und wenn schon Gott in einer solchen Situation schweigt und seine Menschheit sterben lässt, dann werden die Menschen sich eben selbst retten. Neben der selbstbewussten emanzipatorischen Entdeckung der eigenen Vernunft und Autonomie steht an der Wurzel des Aufbruchs in die Moderne also auch das verschwiegene, aber umso verzweifeltere trotzige Aufbäumen einer zu Tode erschrockenen Menschheit gegen den Tod. Die Menschheit beschließt, sich selbst zu retten. Diese fundamentale Ambivalenz prägt ab nun alle Modernisierungsschübe, die wir seither beobachten können – und auch den gegenwärtigen Modernisierungsprozess.

Freilich waren die Schattenseiten der Modernisierung noch nie so sichtbar wie heute: Mit dem Beginn der 90er Jahre, spätestens mit dem 11. September 2001, drängen die tödlichen Schattenseiten des Fortschritts immer deutlicher ins Bewusstsein. Jene Institutionen, die uns Sicherheit garantieren sollten (Wissenschaft, Wirtschaft, Politik), produzieren nun selbst unübersehbare komplexe, unlösbare Gefahren (Stichwort Ulrich Beck's Risikogesellschaft): Auch der Terrorismus bedient sich des modernen Fortschritts, ökologische Krisen sind Zeichen eines Übermaßes an menschlicher Ausbeutung der Natur. Die bisher vom Fortschritt ausgeschlossenen Teile der Menschheit fordern ihren legitimen Anteil am Reichtum ein – und wiederholen dabei die Fehler des westlichen Modernisierungsprozesses. Der globale Kampf um die Verteilung (angeblich) knapper Ressourcen und Früchte des Fortschritts ist voll ausgebrochen. Der Kapitalismus – nach 1989 als vorläufig herrschende Organisationsform der Ökonomie – hat sich als hegemoniale Deutungsmacht dabei durchgesetzt und liefert die entsprechenden Waffen und Legitimationstheorien für diesen

Kampf. Entsprechende alternative Denkkonzepte und soziale Gegenbewegungen, die es auch gibt, werden öffentlich viel zu wenig sichtbar, werden als „Kulturpessimismus“ diffamiert und unterdrückt und sind noch zu wenig organisiert und vernetzt. Vor allem aber wird die elementare Ambivalenz, die am Beginn dieses Fortschrittsprozesses steht, nicht thematisiert. Weltweit scheinen alle wesentlichen Akteure in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft davon überzeugt zu sein, dass man die Krise des Fortschritts (die man auch als Wiederkehr ihrer verdrängten Anteile deuten könnte), nur wieder mit weiterem technologischem, wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Fortschritt bekämpfen könne. Daher werden materielle und geistige Ressourcen, Zeit und Energie primär in Wirtschaft, Wissenschaft und Technik gesteckt – während für die Analyse der geistigen Ursachen der Fortschrittsschübe kaum Ressourcen zur Verfügung stehen, geschweige denn, dass geistige Entwicklung als Lösungspotenzial ernsthaft in Erwägung gezogen wird.

In einer solchen Situation wachsen Kinder und Jugendliche heute auf: Durch die Medien sind sie in diese globalen Prozesse bereits frühzeitig integriert, mehr oder weniger gut informiert über die Auswirkungen, die die eben beschriebenen Prozesse auf sie selbst haben. Sie wachsen in einer ambivalenten Stimmung in Bezug auf den Fortschritt auf, freilich geprägt von der Verdrängung der verschwiegenen Angst- und Abwehranteile der Moderne – und daher sprachlos mit ihnen konfrontiert. So changieren Kinder und Jugendliche zwischen gläubiger Fortschrittseuphorie einerseits und diffuser Fortschrittskepsis andererseits. Dies führt zum Beispiel dazu, dass (gut gebildete und wohlhabende) Jugendliche von ihrer persönlichen Zukunft nur das Beste erwarten und ihr optimistisch entgegenblicken (wobei auch dieser Glaube angesichts wachsender Jugendarbeitslosigkeit abnimmt), während sie für die Zukunft der Welt mehr als pessimistisch eingestellt sind und sich vor Aids, Atomkriegen, Ökollapsen u. v. m. fürchten.

### 3. Jungsein im Kontext der Moderne

#### 3.1 „Untergang der Jugend“ oder „Forever young“

Auch das Konzept von Jugendlichkeit ist im Umbruch. Zum einen können wir Entstrukturierungsprozesse der Jugendphase beobachten. So werden die Markierungen im Übergang zum Erwachsenenstatus – Schulabschluss, erster Job, eigene Wohnung, Heirat – nicht mehr nacheinander passiert, sodass sich fixe

Ordnungen und Normbiografien auflösen. Manche junge Menschen kehren wieder in die elterliche Wohnung zurück, weil sie arbeitslos geworden sind; andere kehren in das Bildungssystem zurück, um sich bessere Chancen am Arbeitsmarkt zu verschaffen; wieder andere leben im „Hotel Mama“, während sie bereits fest liiert sind, oder sind noch in Ausbildung, leben aber schon in Partnerschaften miteinander. Der Status der Jugendlichen in der Gesellschaft ist damit widersprüchlich und veränderbar geworden. Einerseits müssen Jugendliche mehr Verantwortung für ihre Bildungs- und Berufskarriere übernehmen, andererseits bleiben sie länger von ihrer Herkunftsfamilie abhängig. In manchen Lebensbereichen haben Jugendliche den Erwachsenenstatus erreicht, in anderen nicht, und oftmals kehren sie vorübergehend zum Jugendstatus zurück. Jugendliche oszillieren somit länger zwischen diesen beiden Polen<sup>16</sup>, eindeutige und klare Grenzen zwischen den Lebensphasen Kindheit – Jugendlichkeit – Erwachsenenalter verschwimmen, zerfransen und lösen sich auf. Auch am anderen Ende der Skala, beim Übergang vom Kindes- zum Jugendalter, entsteht eine eigene neue Lebensphase, die der „Kids“, die nicht ohne weiteres den traditionellen Konzepten zugeteilt werden kann. Zugleich dringen in alle diese Subphasen des Kindes- und Jugendalters Herausforderungen, Fragestellungen, Probleme der Erwachsenenwelt voll ein. Kindheit und Jugendalter als geschützte Moratorien mit den entsprechenden Frei- und Experimentierräumen, in denen Lebensentwürfe geübt, geprüft und ausprobiert werden, werden enger und kleiner, die Ansprüche der Erwachsenenwelt – und hier erneut der Bildungs- und Arbeitswelt – dringen fordernd und oftmals ungebrochen in die Welten junger Menschen ein.<sup>17</sup> Die gesellschaftliche Krise – die sich um politische und Wirtschaftsfragen zentriert, aber mittlerweile auch alle anderen Probleme umfasst wie die Ökologiekrise, die drohende Ressourcenknappheit, die Bedrohung durch den Terrorismus, durch Biowaffen oder gefährliche Krankheiten – hat die Kinder und die Jugendlichen voll erreicht. Das war schon in der Shell-Studie von 1999 zu beobachten und zeigt sich deutlich in allen Umfrageergebnissen, in denen die Zukunftssicht der Jugendlichen als ambivalent bis pessimistisch beschrieben wird.<sup>18</sup> Die Krise der Moderne betrifft zwischenzeitlich alle Generationen. Man spricht daher auch vom Untergang bzw. einem Verschwinden der Kindheit und Jugend als eigener Schönräume. Der Status des Provisorischen und/oder Spezifischen in der Lebensmustergestaltung gilt heute für Jugendliche wie für Erwachsene. So macht z. B. Werner Schneider darauf aufmerksam, dass wissenschaftliche Diskurse zunehmend öfter entlang der „Schlüsselbegriffe“ Generation, Subkultur, Jugend-

kultur/-szene usw. geführt werden anstelle der traditionellen Kategorie der Lebensphasen. Dadurch wird der „Zusammenhang der sowohl Alters- wie Lebensphasen bezeichnenden Begriffe Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter aufgebrochen“<sup>19</sup>. Kindheit wird immer früher zur Jugend, deren Ende sich wiederum in der so genannten Postadoleszenz verliert.“ Schneider stellt sich auch pointiert die Frage, „worin sich das marktformige (...) jugendliche Freizeitsubjekt von jenem heutigen Erwachsenen-Typus, dem neben Freizeit-Konsum vor allem die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen (...) abverlangt wird“<sup>20</sup>, unterscheidet.

Während sich bei Jugendlichen und Kindern also ein entgrenztes Lebensbewältigungsszenario beobachten lässt, bei dem die Lebensphasen Kindheit und Jugend ihre klaren Konturen verlieren, werden die beiden Lebensphasen aber zugleich durchaus zunehmend mehr ernst genommen in ihrer Eigenständigkeit hinsichtlich psychischer, kognitiver und sozialer Entwicklung. Zugleich wird Jugendlichkeit ein gesellschaftlicher, fast schon ethisch-normativer, ein kategorischer Imperativ: „Forever young“ wird unabhängig vom realen, biologischen Alter in einer Welt der (angeblich) leeren Krankenkassen und im Glauben an den vermeintlich ethischen Wert der Gesundheit zu einem moralischen Leitmotiv. Im Kontext der Gesundheitsreligion und des damit verbundenen Wellness-Kultes erwartet man von allen Generationen, auch von alternden Menschen, sich jung und fit, aktiv, dynamisch und mobil zu halten – auf dass die Staats- und Krankenkassen nicht belastet werden und der Wirtschaft ausreichend mobile und bewegliche Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. So boomt die Anti-Aging-Medizin, der Gesundheitsmarkt ist einer der am meisten expandierenden Wirtschaftssektoren, aber auch andere Wirtschaftsbereiche stellen Waren zur Verfügung, mittels deren man sich Jugendlichkeit kaufen und signalisieren kann: entsprechende Kleidung, Musik, Freizeitereignisse ermöglichen Zugehörigkeit zu den „Jungen“. Jugendlichkeit wird konsumiert und konsumierbar. Gleichzeitig wird es für die biologisch tatsächlich Jugendlichen zunehmend schwieriger, sich von der Erwachsenengeneration abzugrenzen und abzuheben bzw. die eigene Identität und Rolle im Gesellschaftsganzen zu finden. Die Folge dieses Jugendkultes und der damit verschwimmenden Generationengrenzen sind zum einen übermäßig brave, angepasste Jugendliche, die die Werte der Erwachsenenwelt frühzeitig internalisiert haben: Jugendliche ProtestiererInnen sind eine seltene Spezies geworden. Zum anderen müssen Jugendliche in ihrer lebensphasenbedingten Suche nach Differenzierung zur vorigen

Generation entweder auf neue Art kreativ werden und damit rechnen, dass alle ihre Ideen sofort vermarktet werden; oder sie greifen gleich zu härteren Methoden der Abgrenzung, z. B. indem sie sich selbst schaden oder scheitern, das gegenwärtig verpönte, aber eindeutigste Signal des Protestes gegen eine Erwachsenenwelt, in der schulische Leistungen und beruflicher Erfolg zu den wichtigsten Lebenswerten zählen, um nicht aus dem sozialen Gefüge herauszufallen.

Die verschwommenen Generationengrenzen führen weiters – im Einklang mit dem technologischen Fortschritt – zum Wandel moderner Gesellschaften in sogenannte präfigurative Gesellschaften (Margarete Mead), das sind Gesellschaften, in denen die jüngeren Generationen die Leitkultur bestimmen, also junge Menschen ältere Menschen lehren. Das hat Auswirkungen auf die Wissensvorräte einer Gesellschaft. Rationale, logische, technische Wissensformen begünstigen junge Menschen, da diese neugieriger, ungehemmter und rascher an diese Wissensformen herantreten können. Weisheits- und Erfahrungswissen jedoch (wie sie in Religion, Ethik, Kunst anzutreffen sind) stehen in engem Zusammenhang mit dem biologischen Alter, woran man die Gebundenheit des Geistes an den Leib erkennt – eine Gebundenheit, die der moderne Lebensstil immer mehr verdrängt und zerstört. Diese geistigen Prozesse lassen sich auch durch ökonomischen Druck nicht beschleunigen. Im Kontext einer präfigurativen Gesellschaft, die Jugend und Gesundheit ethisiert, kommen gerade diese empfindlich ins Hintertreffen. Damit aber wird deren Tradierung massiv beeinträchtigt: Religion, Ethik, Kunst verlieren an gesellschaftlicher Bedeutung und werden zur Privatsache jener, die Zeit und Geld haben, sich diesen Luxus zu leisten; die Tradierungskanäle verstopfen, und altes Menschheitswissen verschwindet, wodurch einem einseitigen technisch-wirtschaftlichen Fortschritt erneut kein Widerstand entgegengesetzt, geschweige denn alternative Weisen, mit Wirtschaft und Technik umzugehen, entwickelt werden können. Damit wird eine tödliche Spirale gesellschaftlicher Geistlosigkeit eröffnet.

In präfigurativen Gesellschaften verschwindet aber auch der traditionelle Generationenkonflikt auf der Mikroebene, also innerhalb der Familien, der sozialen Nahbeziehungen und der Bildungssysteme. Das bedeutet im Positiven qualitätsvollere, innigere Beziehungen zwischen Großeltern, Eltern und Kindern, zwischen SchülerInnen und LehrerInnen, auch weniger scharfe Auseinandersetzungen und Konflikte sowie ein engagiertes Ringen um ein solidarisches Miteinan-

der. Diese Entwicklung bringt aber auch neue Probleme mit sich: das verstärkte Auftreten von problematischen Eltern-Kind-Beziehungen, in denen Eltern zu FreundInnen ihrer Kinder werden, jeden Konflikt scheuen und damit ihrem Nachwuchs zu wenig Orientierung, Sicherheit und Halt geben, weil die Grenzen statt durchlässiger bloß schwammig und konturlos werden. Damit wird keinesfalls der Rückkehr zu einer autoritären Erziehung das Wort gesprochen, wohl aber wird eine stärkere Berücksichtigung der Generationengrenzen als pädagogisch hilfreich erachtet. Zudem bedeutet das Verschwinden von Generationengrenzen auf der Familienebene manchmal auch nicht mehr als ein gemeinsames Konsum- und Freizeitleben, während über andere intergenerationale Themen wie divergierende religiöse, ethische oder politische Konzepte entweder gar nicht mehr gesprochen wird oder die Jugendlichen in ihren Positionen nach wie vor immer noch nicht ernst genommen werden. Verstärkt wird der Wandel in den Generationenverhältnissen auch durch das Ineinander von ökonomischen und medialen Welten. Das Erobern medialer Welten durch Jugendliche verändert die Machtverhältnisse zwischen den Eltern und den Kindern in zweierlei Hinsicht. Einerseits können sich Jugendliche der Erwachsenenkontrolle entziehen (Internet, PC-Spiele), andererseits wächst auch die Kontrolle der Eltern über die Kinder durch dieselben Medien (z. B. Mobiltelefon).

Neben der Annäherung der Generationen auf der Mikroebene muss man zudem mit einer Verschärfung des Generationenkonfliktes auf der Makroebene der Gesellschaft rechnen: Die Solidarität zwischen den Generationen in Bezug auf die gemeinsamen und zu verteilenden Ressourcen einer Gesellschaft um des Gemeinwohles willen endet nicht selten an den Grenzen der eigenen Familie, wenn es darum geht, den eigenen Besitz auch mit Blick auf die gesellschaftliche Eigentumsverteilung zu betrachten und z. B. dementsprechende Steuern (z. B. Erbschaftssteuer) zu bezahlen. Wenn es um die gesellschaftliche Verteilungsgerechtigkeit geht, nimmt die Bereitschaft zum Teilen relativ rasch ab, da man sich ja den eigenen Besitz „verdient“ habe. Diese Haltung wird in Zukunft umso problematischer werden, je weniger Kinder und Jugendliche aufgrund der demografischen Entwicklung in Europa leben werden. Immer weniger Menschen werden konkret und leibhaftig mit Kindern und Jugendlichen zusammenleben, daher werden auch immer weniger Menschen deren spezifische Lebensarten und Bedürfnisse, deren Sorgen und Probleme kennen. Kinder und Jugendliche laufen Gefahr, einfach vergessen, weil übersehen zu werden. Dies wird vor allem jene treffen, die nicht aus wohlhabenden, erben-

den Milieus stammen: Sie werden zu einer benachteiligten Minderheit werden, deren Interessen gesellschaftlich kaum wahrgenommen und berücksichtigt werden. Umgekehrt kann dieses physische Verschwinden der Kindheit und Jugend auch den Egoismus der nachwachsenden Generationen auslösen oder verstärken. Junge Leute, hochindividualisiert, werden zunehmend weniger einsehen, warum sie – über die Solidarität mit der eigenen Familie hinausgehend – für die älteren Generationen mitsorgen sollen. Immerhin nehmen diese ja auch wenig Rücksicht auf die Interessen nachfolgender Generationen, man denke nur an die in Österreich trotz mehrerer Pensionsreformen ungeniert starke Inanspruchnahme von Frühpensionen, an die Staatsverschuldung, an die ökologische Ressourcenvergeudung usw.

Die verschwommenen Generationengrenzen haben natürlich nicht nur nachteilige Folgen. Von den verbesserten Beziehungsqualitäten war schon die Rede; unterschätzt sollte auch nicht werden, dass es zwischen den Generationen auch heute schon neue und bereits praktizierte Lern- und Lebensfelder gibt, von denen beide Generationen profitieren: Im Bereich des Bildungssystems können jüngere und ältere Menschen verstärkt miteinander und voneinander lernen, da Lernen immer mehr eine lebenslange Aufgabe wird; im Bereich des Ehrenamtes in zivilgesellschaftlichen, politischen und sozialen Bereichen können die jungen Ehrenamtlichen mit jenen kooperieren, die durch die steigende Lebenserwartung eine neue Lebensphase dazugewinnen und diese sozial nützen; im Bereich der außerfamiliären Kinderbetreuung gäbe es viele noch zu organisierende neue Möglichkeiten, die Generationen auf niederschwelliger institutionalisierter Ebene zusammenzubringen. Zudem dürfen die vielen Erwachsenen nicht übersehen werden, die ihre Haltung zu jungen Menschen nachhaltig geändert haben, indem sie sie in Schule, Arbeit, Politik bewusst und klug partizipieren lassen wollen. Diese Haltungsänderungen sind freilich noch sehr privat, sie müssen sich in den nächsten Jahren auch auf der Ebene gesellschaftlicher Institutionen widerspiegeln.

Schlussendlich soll noch daran erinnert werden, dass trotz allen sozialen Wandels im Verständnis von Jugendlichkeit und Kindheit bestimmte Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und der philosophischen Anthropologie darauf verweisen, dass die Entwicklung des jungen Menschen zwar niemals zeitlos ist, dass es aber quer durch die Zeiten durchaus bestimmte Entwicklungsthemen und Aufgabenstellungen zu geben scheint, der sich die Kinder

und Jugendlichen aller Generationen stellen müssen und die es zu bestehen gilt. So ist anzunehmen, dass die kindlichen Bedürfnisse nach Liebe und Geborgenheit, nach Verantwortung und Selbstständigkeit, nach neuen Erfahrungen, nach Lob und Anerkennung sowie nach Übersicht und Zusammenhang generationenübergreifend sind; ebenso muss jede/r Jugendliche jeder Generation seine/ihre persönliche Identität und Rolle innerhalb der Gesellschaft finden. Die Bedeutung liebevoller und stabiler, belastbarer und verlässlicher Beziehungen ist und bleibt für die Entwicklung der Liebes-, Arbeits- und Lebensfähigkeit aller Menschen unverzichtbar, mögen sich auch die Lebenswelten verändern, in denen sich Liebe konkretisieren kann. Jeder soziale Wandel – auch der heutige – findet an diesen anthropologischen Aufgaben das Maß seiner Beurteilung und muss die entwicklungspsychologischen Eigenheiten der jeweils konkreten Lebensphase berücksichtigen. Sozialer Wandel und gesellschaftlicher Fortschritt sind niemals wertneutral, mag die Modernisierung in Technik und Wirtschaft noch so faszinierende Erfolge feiern. Modernisierungsprozesse, die diese grundlegenden menschlichen Entwicklungsaufgaben behindern, zerstören oder unmöglich machen, sind inhuman. Der gegenwärtige gesellschaftliche Wandel scheint hier doppeldeutig zu sein, weil er einerseits jungen Menschen viele neue Möglichkeiten eines aufregenden, selbstbestimmten Lebens eröffnet, zugleich aber nicht nur zahlreiche neue Unfreiheiten produziert, sondern die Gesellschaft auseinander zu spalten droht – auch innerhalb der einzelnen Generationen. Die Rede vom Generationenkonflikt kann so gesehen sogar dazu dienen, diese Spaltung der Gesellschaft in ModernisierungsverliererInnen und ModernisierungsgewinnerInnen zu verschleiern.

### **3.2 Ambivalenzen und Überforderungen**

Die globalen gesellschaftlichen Veränderungen führen auf der Erfahrungsebene der Lebenswelten junger Menschen zu zahlreichen Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten. Ambivalenzen scheinen überhaupt die Signatur des Lebens aller Menschen in modernen Gesellschaften zu sein. Junge Menschen, die sich ihren Ort erst erobern müssen, sind hier einerseits begünstigt, weil sie die überlebensnotwendigen Kompetenzen zum Handhaben dieser Ambivalenzen – Pluralitätsfähigkeit, Ambiguitätstoleranz, Geduld und Gelassenheit, Umgang mit Konflikten, mit Niederlagen und Versagen usw. – schon frühzeitig und im Idealfall pädagogisch begleitet lernen können; andererseits sind in Ermangelung einer ausgereiften, Ich-starken Persönlichkeit die Risiken psychischer Schäden sozialen Scheiterns, geistiger Manipulation und Indoktrination

wesentlicher höher als bei Erwachsenen, die zumeist bereits eigene Abwehrstrategien haben bzw. sozial abgesicherter sind. (Die Ausnahmen im Erwachsenenbereich bestätigen nur die Brisanz des Modernisierungsprozesses und zeigen, dass auch hier nicht wenige überfordert sind.) Einige dieser Ambivalenzen seien hier exemplarisch angeführt.

### 3.2.1 Zersplitterung – Vernetzung

Jugendliche sind konfrontiert mit einer Gesellschaft, in der die verschiedenen Lebensbereiche – Arbeitswelt, Familien- und Beziehungswelt, Freizeit und Konsumwelt, Bildungswelt usw. – funktional hoch ausdifferenziert sind und mitunter auch dementsprechend isoliert voneinander bzw. zersplittert sind. Das verlangt von Jugendlichen die Fähigkeit, mit den sich dynamisierenden Teillösungen innerhalb der einzelnen Systeme ebenso kompetent umzugehen wie mit den Widersprüchen und Konflikten, Ambiguitäten und Ambivalenzen zwischen den Systemen. Auch die Entfremdungsprozesse, die diese funktionale Zersplitterung moderner Gesellschaften nach sich zieht, wollen ertragen und bewältigt werden. Zwar ermöglicht die funktionale Ausdifferenzierung auch viel individuelle Freiheit und nicht immer unangenehme Anonymität, aber so werden auch Haltungen verfestigt, die die Zersplitterung verstärken. Die Freiheit wiederum kann Einzelnen zu viel werden, sie vereinsamen und werden dann anfällig für neue Autoritarismen. Diese Freiheitsflucht lässt sich in einzelnen gesellschaftlichen Bereichen durchaus auch bei jungen Menschen wieder beobachten. Sie ist ein Hinweis darauf, dass Freiheit niemals gesichert ist und immer wieder gestaltet werden will – und wem sie zu viel wird, der delegiert sie immer und auch heute noch gerne an fragwürdige Autoritäten. In einer solchen Gesellschaft gut zu leben bedeutet für junge Menschen auch, Spannungen ertragen zu müssen, die man in modernen Gesellschaften nicht mehr so ohne weiteres auflösen kann, weil sich „Gut und Böse“ zwar unterscheidbar, aber untrennbar miteinander vermischen. So sehen sich Jugendliche z. B. einer Politik gegenüber, die auf der einen Seite immer wieder viel Geld und Ressourcen in Bildungssysteme steckt, auf der anderen Seite droht das Schreckgespenst der Jugendarbeitslosigkeit, gegen die die Politik scheinbar ohnmächtig ist; ein Drohsymbol, das allen jungen Menschen signalisiert, dass in modernen Gesellschaften jeder jederzeit überflüssig werden kann. Oder Kinder erleben sich im öffentlichen Diskurs als idealisierte Zukunfts- und HoffnungsträgerInnen, während zugleich immer wieder Kinder Opfer von schrecklichen Gewalttaten – nicht selten im Familienkreis – werden und bereits durchschnittlich

beruflich engagierte Eltern viel zu wenig Zeit für sie haben. Andere Gegensätze bilden zum Beispiel das Explodieren von v. a. virtuellen Kommunikationsmitteln, während zugleich eine wachsende Irritation von Kommunikationsfähigkeiten zu beobachten ist und konkrete Orte und Zeit fehlen, wo jungen Menschen nicht nur virtuell, sondern leibhaftig miteinander ins Gespräch kommen und Beziehungen pflegen können, ohne dafür bezahlen oder etwas konsumieren zu müssen.

Parallel zur funktionalen Zersplitterung beginnen sich die Subsysteme aber auch zu vernetzen und zu kooperieren – und gerade Jugendliche und junge Erwachsene sind dabei VorreiterInnen. Sie bringen die Fähigkeit mit, Vernetzungen zu stiften und zu fördern, sind ausgeprägte „Netzwerkkinder“<sup>21</sup> – zumindest die gut gebildeten, von zu Hause geförderten und materiell abgesicherten. Und Jugendliche – erneut die GewinnerInnen der Modernisierungsprozesse – entwickeln selbstverständlich, wie jede Generation zuvor, entsprechende Kompetenzen, mit den gesellschaftlichen Verhältnissen so umzugehen, dass sie darin gut überleben können. Mitunter entsteht sogar der Eindruck, dass Jugendliche sich viel zu sehr an die Erfordernisse der Gegenwart anpassen: Von Protest ist keine Spur.<sup>22</sup> Vielfach geschieht diese Anpassung nämlich um den Preis mehrdeutiger Werteveränderungen oder des Verlustes traditioneller Werte.

### 3.2.2 Entpolitisierung – Repolitisierung

Auch im politischen Bereich sind Jugendliche mit starken Zwei- und Mehrdeutigkeiten konfrontiert. Entpolitisierung im Sinne eines generationenübergreifend sinkenden Vertrauens in traditionelle Parteipolitik, aber auch im Sinne einer Ökonomisierung politischer Fragen bzw. eines mangelnden demokratiepolitischen (oft auch rechtsstaatlichen) Bewusstseins sind quer durch alle Jugendstudien zu beobachten.<sup>23</sup> Zugleich erfolgt als Reaktion darauf in einzelnen sozialen Milieus eine Repolitisierung: Diese kann sich sowohl in Form politischer Polarisierung oder der Entwicklung eines gefährlichen Neoautoritarismus zeigen. Dabei erfolgt die Polarisierung weniger an den traditionellen Trennlinien zwischen „linker“/sozialistischer und „rechter“/konservativer Politik. Trennend ist vielmehr das die politischen Überzeugungen leitende Menschenbild: Während die einen eine Politik präferieren, die sich am Gemeinwohl orientiert, nehmen die anderen primär Maß am einzelnen Individuum und dessen größtmöglichen Nutzen. VertreterInnen beider Anthropologien finden sich in

beiden Lagern. Dabei entwickeln sich neben einseitigen Fehlformen aber auch durchaus neue Fähigkeiten politischen Denkens. In spezifischen Milieus versuchen engagierte Jugendliche plurale politische Optionen neu, kompetent und verantwortungsbewusst zu rekombinieren. Politische Gefahr erwächst dort, wo solche Kombinationen beliebig sind. Politisch riskant ist auch der Neoautoritarismus, der in der Erwachsenenpopulation zunimmt, der als Folge von Unübersichtlichkeit und Komplexität, von Orientierungslosigkeit und Wertelativismus zu verstehen ist, aber ebenso als Reaktion auf die diffusen, aber starken Ängste in unserer Hochsicherheitsgesellschaft, die (noch) nicht ausreichend darauf vorbereitet ist, mit den vielen neuen Schwierigkeiten und scheinbar unlösbaren Problemen konstruktiv umzugehen. Bei den Jugendlichen ist dieser Autoritarismus zwar nicht im Steigen, die Gruppe der autoritär eingestellten Jugendlichen ist aber mit knappen 30 % auch nicht gerade klein. Vor allem jedoch paart sich deren Autoritarismus mit einer hohen Gewaltbereitschaft. Das Gefährliche an diesem Neoautoritarismus sind nicht das Denken und Handeln in Macht-, Über- und Unterordnungsschemata, wie es für den klassischen Autoritarismus charakteristisch ist, sondern das Wahrnehmen und entsprechende Handeln gegenüber Menschen, die in Starke und Schwache, Gewinner und Verlierer eingeteilt werden. Hier schlägt sich der Glaubenssatz moderner Gesellschaften, dass die Konkurrenz menschliches Leben per se fördere, in einer autoritären Charakterstruktur nieder. Den Schwachen wird dabei die Daseinsberechtigung abgesprochen: Der persönliche Hass und die verleugnete Abwehr gegenüber eigenen Versagensängsten und Erfahrungen des Scheiterns werden dabei auf die abgeladen, die es wagen, in einer Gesellschaft des Erfolges zu versagen. Die Hegemonie der Wirtschaft, die auf einem einseitigen Konkurrenzparadigma beruht, führt im Verein mit dem modernen Sozialdarwinismus dazu, dass spezifische ökonomische und biologische Kategorien (Gewinn, Verlust, Konkurrenz, Verdrängung, Selektion ...) anthropologisiert werden. Diese „Werte“ bilden den Humus für den Neoautoritarismus. Verstärkt werden die Ideologie der Starken und die problematischen Entwicklungen im Bereich der politischen Einstellungen auch durch einen einseitigen Individualismus, der ohne Gemeinwohlorientierung auszukommen meint. Man geht davon aus, dass „jeder seines Glückes Schmied“ ist.<sup>24</sup> Wer sich anstrengt, kann auch sein Glück erreichen. Diese weit verbreitete Einstellung führt zur Privatisierung des Schicksals. Strukturelle Bedingungen geglückten Lebens werden von jungen Menschen zwar hautnah erfahren, aber im individualistischen Paradigma wahrgenommen und gedeutet bzw. zu lösen gesucht. Verstärkt

wird so auch die Krise der Institution, die bei den Jugendlichen ungebrochen weitergeht. (Bei den Erwachsenen dürfte es eine Wiederentdeckung des freiheitssichernden Wertes von Institutionen geben.) Diese Institutionenskepsis führt zu gravierenden Nachwuchsproblemen in den Institutionen oder aber zu einem Verständnis von Institutionen als Dienstleistungszentren, deren Dienste man konsumieren kann, ohne etwas beitragen zu müssen.

Zugleich finden wir unter den Jugendlichen aber auch wieder Gruppen und Milieus, die sich auf unkonventionelle Art und Weise politisch nicht nur interessieren und engagieren, sondern auch unkonventionelle neue politische Praxen entwickeln, politisch auch dementsprechend kompetent sind und alternative Politikstile suchen. Diese Gruppen werden viel zu wenig wahrgenommen, geschweige denn gefördert. Es lassen sich in sozialen Organisationen auch immer wieder hoch motivierte Jugendliche entdecken, aber der Mainstream der europäischen und auch der österreichischen Jugendlichen bewegt sich derzeit immer noch weg von den Institutionen; gerade mal Sportvereine sind gefragt.

### 3.2.3 Religiöser Analphabetismus – Sehnsuchtsspiritualität

Auch die religiösen Institutionen sind von der Krise der Institutionen massiv betroffen. Religion gilt als Privatsache, für ein Leben mit Gott braucht man keine Organisation, sind viele Jugendliche überzeugt. Der Begriff der Religion wird mit der Institution Kirche identifiziert und daher abgelehnt. Die Tradierungskanäle in Bezug auf religiöses Lebenswissen sind verstopft. Die Erwachsenen wollen oder können ihre Kinder nicht traditionell religiös erziehen – und entsprechende Alternativen sind kaum in Sicht. Daher entwickeln sich Jugendliche heute primär religiös unbehaust. Die Spiritualität der Jugendlichen, insofern damit die Fähigkeit junger Menschen gemeint ist, ein geistvolles Leben zu leben, sucht sich daher andere Räume und Ausdrucksformen. Die Krise der Institution Religion mindert also die Spiritualität der Jugendlichen nicht, sondern kann sie sogar stärken; dies betrifft auch die Fähigkeit der Jugendlichen zur Religiosität, also jener Form geistigen Lebens, bei der der Mensch seinen Existenzvollzug auf eine transzendente Wirklichkeit bezieht. Religiöse Grund- und Daseinskompetenzen kognitiver, emotionaler und handlungspraktischer Art, die man in einer religiösen Gemeinschaft lernen muss und kann, werden so nicht mehr eingeübt und fehlen. Religiöse Verwahrlosung und Analphabetismus sind die Folge – trotz ungebrochener Sehnsucht nach

einem Leben mit Sinn. Der Mangel an religiöser Bildung und Kompetenz wiederum begünstigt auch eine grundsätzliche geistige Leere und Inkompetenz, die im Verein mit der radikalen Diesseitsorientierung unserer modernen Kulturen, mit dem grassierenden Empirismus und dem positivistischen Materialismus als vorherrschende Denkformen dazu führen, dass das geistige Leben Jugendlicher Gefahr läuft, manipuliert, verformt und zerstört zu werden. Dies führt auch zu geschwächten geistigen Ressourcen, um mit den vielen neuen Herausforderungen und den damit verbundenen Ängsten und Problemen schöpferisch umzugehen.

Doch lässt sich auch hier eine hoffnungsvolle Gegenbewegung ausmachen, die wahrscheinlich in den nächsten Jahren noch an Relevanz gewinnen wird: Junge Erwachsene suchen nach neuen spirituellen Antworten und Lebensmöglichkeiten, in der Forschung spricht man von „Sehnsuchtsreligion“<sup>25</sup>. Dieser „Megatrend Spiritualität“<sup>26</sup> – hochambivalent wie alle Trends im Kontext der Modernisierung – wird sich auch bei Jugendlichen auswirken.

### **3.3 Folgen des Modernisierungsprozesses für die Wertekonzepte von Jugendlichen**

Welche ambivalenten Folgen die eben beschriebenen Entwicklungen für die Wertesysteme junger Menschen haben, soll im Folgenden anhand ausgewählter Ergebnisse aus der Jugendwerteforschung bzw. an folgenden Urteilen gezeigt werden, die man über Jugendliche heute oft im öffentlichen Diskurs hört.

#### **3.3.1 „Jugendliche sind erlebnisorientiert und wollen primär Spaß haben.“**

Die Integration der Jugendlichen in unsere moderne Erlebnisgesellschaft ist nicht abzustreiten – und ist ja auch ein wesentlicher Erfolgsfaktor der Freizeitindustrie. Ein riesiger Markt, der das stark ausgeprägte Bedürfnis junger Menschen nach Gemeinschaft, nach Freude und Unterhaltung bedient, befriedigt nicht nur die diesbezügliche Nachfrage, sondern weckt auch unentwegt und unaufgefordert neue Bedürfnisse. Grundbedürfnisse junger Menschen werden also ohne Scheu dazu benützt, eine Konsumspirale in Gang zu setzen, die junge Menschen frühzeitig an den Markt binden und einbinden soll. Die moderne Freizeitindustrie der Erlebnisgesellschaft verführt Jugendliche zu ständiger Unzufriedenheit und ist auch aus ökonomischen Gründen an der Aufrechterhaltung dieses Zustandes interessiert. Umso befremdlicher

ist angesichts dieser Zusammenhänge die Kritik der Erwachsenenwelt an den jungen Menschen, sie seien nur mehr am eigenen Spaß interessiert.

Zweierlei spiegelt sich in diesem Urteil wider: Zum einen ist die Freude an Spiel und Spaß ein grundsätzlich legitimes, notwendiges und menschliches Bedürfnis, das junge Menschen immer schon befriedigt haben – und das immer schon von der Erwachsenenwelt instrumentalisiert wurde (vgl. die „Jugendpädagogik“ der Hitlerjugend). Jugendliche brauchen Freizeit, Unterhaltung, neue und bereichernde Erlebnisse, um menschlich zu werden bzw. zu bleiben. Dies gilt wahrscheinlich in seiner kompensatorischen Bedeutung heute umso mehr, als junge Menschen schon frühzeitig unter massivem Leistungs- und Erfolgsdruck stehen, der ausgeglichen werden will. Erfreulich ist an dieser Beobachtung auch, dass sich die Mehrheit der Jugendlichen trotz der vielen Herausforderungen, in die sie hineinwachsen, ihren Wunsch, sich am Leben zu freuen, nicht abgewöhnt haben. Selbstverständlich ist das nicht, zumal Jugendliche durch die Integration in die Medienwelt ja darüber Bescheid wissen, wie schwierig die Welt geworden ist. Zum anderen spiegelt sich in der Erlebnissucht, die es ohne Zweifel auch gibt, zweierlei wider: Zum einen das Diktat der Ökonomie, als dessen Opfer man junge Menschen durchaus bezeichnen kann: Das weiß jede/r, der heute in einer Großstadt Kinder erziehen will und gegen die permanenten Konsum- und Erlebnisversuchungen ankämpfen muss. Zum anderen aber lässt sich die Sucht nach Spaß auch lesen als Reaktion auf die verdrängten Angstdimensionen unserer Gesellschaft: Erlebnisse dienen dann der Ablenkung, um sich mit den gravierenden globalen Problemen nicht auseinander setzen zu müssen. Spaß ist im Unterschied zur Freude ja nicht selten die Verdrängung der Angst; das Gegenteil vom Spaß ist auch nicht der Ernst, sondern die Freude – denn Ernst und Freude schließen einander nicht aus, sondern ein. Die Verzweiflung ist es, die die Freude zerstört und die den Spaß als Gegenmittel benützt. Wer also die Spaßsuche der Jugendlichen kritisiert, sollte differenzieren, um welche Art von Spaß es sich handelt.

#### **3.3.2 „Jugendliche sind oberflächlich.“**

Wie beim Spaß gilt: Und sie müssen das auch sein. Denn ohne diese Fähigkeit, rechtzeitig Tiefgang zu vermeiden, wäre es in unseren hoch spezialisierten und differenzierten Gesellschaften unmöglich, das „Hoppen“ und „Switchen“ zwischen den Logiken, Anforderungen und Aufgaben der einzelnen, widersprüchlichen Lebenswelten zu bewältigen. Es handelt sich bei der



kritisierten Oberflächlichkeit daher nicht selten um eine Überlebensreaktion; eine Oberflächlichkeit als Reaktion auf die Untiefen menschlichen Lebens in moderner Gesellschaft, über die man lieber nicht genau nachdenken will, weil man sonst verzweifelt; eine Oberflächlichkeit aus Überlebenswillen und als Ausdruck der Fähigkeit, zwischen den Lebenswelten kompetent surfen zu können. Man könnte ebenso gut von Flexibilität sprechen.

Wie diese kann die Oberflächlichkeit natürlich von einer Coping-Strategie zu einer Art zweiter Natur werden, sodass der Charakter einer Person dabei flach und hohl wird. Aber: Feste Charaktere, die tiefgründig sind und gesellschaftlich Selbstverständliches hinterfragen, waren gesellschaftlich noch nie besonders beliebt; heute sind sie sogar in Lebensgefahr, weil sie bei Widerstand und Kritik aus dem Gesellschaftssystem herauszufallen drohen – indem sie z. B. als Kulturpessimisten, Fortschrittsverweigerer oder Krankjammerer diffamiert werden. Der flexible Charakter, der sich souverän über die Oberflächen der Dinge bewegt und nicht zu tief schürft, ist daher nicht nur eine psychohygienische Maßnahme in sich ständig wandelnden Gesellschaften oder eine charakterliche Deformation, sondern auch eine durchaus erwünschte Anpassungsleistung an eine Gesellschaft, die flexible und überall einsetzbare Individuen braucht, die nicht zu viel und zu differenziert nachdenken.

### **3.3.3. „Jugendliche haben keine Visionen, sondern sind Realisten und Pragmatiker.“**

Diese Aussage wird auch von den deutschen Shell-Studien der vergangenen Jahre immer wieder bestätigt. Dabei gilt ähnlich wie für die Oberflächlichkeit, dass diese Haltung ebenfalls eine gesellschaftlich erwünschte Haltung ist. Das Primat der Praxis vor der Theorie wird Jugendlichen unentwegt nahegelegt. Nachhaltiges visionäres Denken – und damit sind nicht bloße langfristige Ziele gemeint, wie die Wirtschaft Visionen definiert – wird ja sukzessive zugunsten berufs- und anwendungsorientierter Fächer und Skills gekürzt. Die Wirklichkeit hinterfragendes, mögliche alternative Zukünfte entwerfendes Denken, das in Fächern wie Philosophie, Religion, Kunst, Geschichte gelehrt wird, wird immer mehr gekürzt. Das Jammern über die nicht idealistischen Jugendlichen ist also ziemlich verlogen und scheinheilig, denn letztlich ist es gewollt und gewünscht – insofern idealistische Visionen ja immer auch ein gerüttelt Maß an Kritik am jeweiligen Status quo in sich bergen, die nicht gern gehört wird. Der Pragmatismus ist also erlernt und gründet in dem, was

die Erwachsenenwelt Jugendlichen gern als angeblich unentrinnbare „Sachzwänge“ nahelegt, weil sie selbst daran glauben will.

Die Visionslosigkeit der Jugendlichen gründet aber auch in der den jungen Menschen gestohlenen Zukunft. Jugendliche sind heute (hoffentlich) mehrheitlich frei bei der Partnerwahl, frei im Konsum (wenn sie ihn sich leisten können), frei in den sexuellen Vorlieben; die Freiheit der politischen und wirtschaftlichen Zukunft ist aber ziemlich eingengt: Zu viele Probleme hinterlässt die Erwachsenengeneration den heranwachsenden Generationen. Und Jugendliche wissen um die Unzahl der zu lösenden Probleme. Räume des Unerwartbaren und Überraschenden, des wirklich Freien und Neuen, werden erschreckend eng. Wer da Visionen riskiert, gefährdet sich selbst, weil er wahrnehmen muss, wie sehr die von Menschen gemachte Gegenwart mögliche Zukünfte verhindert. Visionen zu entwickeln birgt Verzweiflungspotenzial in sich.

Schließlich hat der jugendliche Pragmatismus auch positive Dimensionen: Junge Menschen lassen sich heute nicht mehr so ohne weiteres durch weltanschauliche Ideologien religiöser oder politischer Herkunft beeinflussen. Das heißt aber gerade nicht, dass sie nicht manipulierbar oder totalitariusanfälligkeit sind. Die scheinbare Ideologielosigkeit macht nicht immun gegen die Versuchung, im visionslosen Pragmatismus sein Heil zu suchen, und verschleiert das gezielte Suchen nach jenen Kräften und Mächten, die an einer angeblichen Ideologielosigkeit größtes Interesse haben, weil ihrem Treiben dann kein weltanschaulicher Widerstand mehr entgegentreten kann. Auch die Fortschrittsgläubigkeit, die sich heute vielfach als Glaube an die wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Erfolge ausdrückt, verheißt, dass mit einer florierenden Wirtschaft alle Probleme gelöst seien („Geht es der Wirtschaft gut, geht es uns allen gut.“) – und ist damit eine ebenso gefährliche Ideologie wie der theoriefeindliche Pragmatismus, der zu einem Verständnis und einer Erfahrung von der Welt als der ewigen Wiederkehr des Gleichen führt. Unbewusst wird paradoxerweise damit zugleich die tragische Sehnsucht geweckt, das ewig-selbige, zur Verzweiflung führende Kreisen zu durchbrechen: In der Geschichte haben sich solche Sehnsüchte immer wieder mit Gewalt ihren Ausdruck gesucht. Fortschrittsglaube und Pragmatismus nähren somit jene gewaltgenerative Todessehnsucht, die wir heute beispielsweise in der Art und Weise beobachten können, wie über die Bedrohung durch das H5N1-Virus (Vogelgrippe) berichtet wird. Mitunter kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als würde

eine Katastrophe herbeigewünscht, um aus dem grau und schal gewordenen Alltag ausbrechen zu können.

### 3.3.4 „Jugendliche sind stark Ich-orientiert.“

Was bleibt in dieser Situation der Unübersichtlichkeit von Werteorientierungen? In einer Gesellschaft, die Werte als subjektiv zu ordnende ethische Prinzipien versteht – verstärkt durch einen positivistischen Zugang zu Wertfragen –, die von normativen Ethiken wenig wissen will und stattdessen Utilitarismen und Verhandlungsmoralitäten bevorzugt, bleibt (nicht nur) für junge Menschen scheinbar nur mehr die Orientierung am eigenen Ich als zentrales Kriterium von Werturteilen. Wenn in Wertefragen nichts mehr sicher zu sein scheint, dann bleibt vielen nur mehr, sich an den persönlichen, individuell und subjektiv für wahr empfundenen Prinzipien zu orientieren. Eine allgemein gültige Vernunft als Maßstab ethischen Denkens ist im Kontext einer nihilistischen Umwelt verdächtig geworden. Nihilismus meint dabei, dass Werte als Prinzipien gelten, die man ständig umwerten kann – und auch muss, weil es keine verlässlichen übergeordneten Wahrheiten mehr gibt. Das Ich bleibt in einer Gesellschaft der Wahrheitsskepsis und zudem fragiler werdender Beziehungen der einzige Ort, auf den man sich stützen möchte. Das kann natürlich den Egoismus als Lebenseinstellung verstärken. Die Ich-Orientierung kann sich aber auch durchaus mit hoher Solidaritätsbereitschaft paaren – und tut dies bei Jugendlichen oft auch tatsächlich. Dies setzt freilich entsprechende Erziehungs- und Beziehungserfahrungen voraus. Ich-Orientierung kann aber auch zu höchst fragilen, depressiven, narzisstischen und anderen psychotischen Identitätsstörungen führen – und ebenso kann so das Selbstbewusstsein in positiver Hinsicht gestärkt werden. Es ist jedenfalls nicht von vornherein ausgemacht, dass Ich-Orientierung und Egoismus ident sind, sondern es ist im Einzelfall zu prüfen, welchen Stellenwert und welche Rolle die Orientierung am eigenen Ich im jeweiligen Wertekonzept darstellt.

Zu beobachten ist jedenfalls in den letzten Jahren, dass die Ich-Orientierung ihren Höhepunkt erreicht hat und sich auf stabilem Niveau eingerichtet hat. (Übrigens auch bei den Erwachsenen in Österreich, wo mehr als 90 % der Bevölkerung eine starke Ich-Orientierung aufweisen.)<sup>27</sup> Bei den Jugendlichen und v. a. bei den jungen Erwachsenen lässt sich hier jedenfalls eine Trendwende beobachten, denn Jugendliche beginnen vermehrt, die Frage zu stellen: Wie können wir gut miteinander leben? Die Wertpole, die wir bei den Jugend-

lichen antreffen können, sind also nicht so sehr Selbstlosigkeit versus Ich-Orientierung, sondern das Zu- und Ineinander von Ich- und Du-Orientierung. Jugendliche wollen wissen, wie der Wunsch nach Selbstentfaltung und -verwirklichung zu vereinbaren ist mit dem Wunsch nach gelungenen Beziehungen.

Diese Sehnsucht nach dem Du zeigt sich in einer wachsenden Bedeutung von Freundschaften (insbes. bei den Mädchen) sowie in einer stabilen Bedeutung der Familie trotz sich rapide verändernder Familienstrukturen.<sup>28</sup> Dabei treffen wir auch hier auf Ambivalenzen: Zum einen lassen sich viele junge Menschen beobachten, die sich engagiert und mutig um qualitätsvolle Freundschaften, Partnerschaften und auch für soziale und politische Anliegen einsetzen (Engagement in der Zivilgesellschaft), auf der anderen Seite entsteht der Eindruck, dass sich diese wachsende Du-Orientierung in Bezug auf die konkrete Praxis auf den mikrosozialen Raum beschränkt und die sozialen Nahräume dabei die Funktion eines Schutzraumes und Bollwerkes gegen „die böse Welt draußen“ bekommen – eine Aufgabe, mit der Freundschaften, Beziehungen, Ehen und Familien aber nicht selten überlastet sind, weil die Modernisierung ja auch an ihnen nicht folgenlos vorüberzieht, sondern gravierende Ab-, Um- und Neuaufbrüche in familiären Beziehungsfeldern nach sich zieht. So produzieren wirtschaftliche, politische, wissenschaftliche und technische Entwicklungen nicht selten auch in den Familien Opfer bzw. fallen ihnen Familien zum Opfer.

### 3.4 Hoffungszeichen am Horizont – Ressourcen der ModernisierungsgewinnerInnen

Bisher war primär von problematischen Entwicklungen die Rede – und ich möchte das Ausmaß der Schwierigkeiten, vor denen wir stehen, auch keinesfalls bagatellisieren oder im Folgenden wieder mildern. Die Situation, in der sich nicht nur die europäischen Gesellschaften befinden, ist äußerst prekär; die „Gefahr von der Selbstauslöschung der Menschheit“ (Herwig Büchele) durch den Menschen selbst war wohl nie größer als heute und ist eine, mit der man sich real konfrontieren muss, um wieder freien Handlungsspielraum zu bekommen, den man faktisch nicht hat, wenn man die Krise leugnet, ignoriert oder schönredet. Ich bin davon überzeugt, dass wir heute in der Tat vor einer „ultimativen Zukunftskrise“<sup>29</sup> stehen – nicht, weil die Zukunft je sicher gewesen wäre, sondern weil die Gefahren, mit denen wir konfrontiert sind, tödlich sind. Ultimativ ist diese Zukunftskrise auch, weil heute alle Generationen gleichermaßen ohnmächtig und hilflos vor den vielen Problemen stehen, die es zu

lösen gilt, und im Unterschied zu traditionellen, vormodernen Gesellschaften das Lebens- und Weisheitswissen vergangener Generationen nicht automatisch für die jüngeren Generationen hilfreich ist und Lösungen anbietet – zumindest nicht ohne sich entsprechenden Transformationen, Aktualisierungen und der Zusammenschau von altem und neuem Wissen zu unterziehen. Dazu kommt, dass der Transfer des Lebens- und Weisheitswissens zwischen den Generationen blockiert ist, weil sich die einzelnen Generationen zwischenzeitlich, bedingt durch die funktionale Ausdifferenzierung und Spezialisierung von Gesellschaft, in einzelne Generationen ghettos zurückgezogen haben, die untereinander gesellschaftlich so gut wie gar nicht vernetzt sind. Die Kinder sind professionell versorgt in Kindergärten und Schulen, die Senioren je nach Einkommen und Gesundheit in Vereinen, auf Reisen oder in Altersheimen und ihren Wohnungen, die übrigen Erwachsenen sind immer mehr in der Arbeitswelt integriert. Zudem wird altes Wissen – ungeachtet der wieder wachsenden Bedeutung für interessierte Individuen auf Sinnsuche – im öffentlichen Raum kaum wertgeschätzt und gilt als überflüssiger Luxus, den man im Notfall auch weglassen kann. Was wäre, wenn dieser Luxus aber jenes Wissen wäre, das uns überhaupt erst zu Menschen macht? Religionen, Ethiken, Spiritualitäten, wie sie uns überliefert sind, geben zwar nicht von selbst und unmittelbar Antworten auf die Fragen, wie wir die Ökokrise, die Terrorgefahr, die Naturkatastrophen, den Klimawandel, eine globale Wirtschaftskrise oder eine Vogelgrippe-Pandemie überstehen können, aber sie bergen neben dem notwendigen fachspezifischen Wissen doch auch und immer noch das Potenzial, Antworten zu finden, wie wir in einer bedrohten Welt leben können. Dazu braucht es aber eine entsprechende gesellschaftliche Wertschätzung dieses Wissens und auch die Zeit und die Ressourcen, die helfen, den helfend-befreienden Geist darin freizulegen.

Es ist erfreulich zu sehen – ein Hoffnungszeichen –, dass in einzelnen sozialen Milieus v. a. der besser Gebildeten und Wohlhabenden heute bereits Gruppen und Individuen solche Umkehrbewegungen begonnen haben und engagiert und intensiv nach Lösungen suchen. Doppelt erfreulich ist, dass sich darunter auch viele Jugendliche und junge Erwachsene befinden, die nach neuem Lebenswissen und alternativen Lebensweisen suchen. Jugendliche bringen – wie jede Generation – auch zahlreiche Ressourcen mit, um die vor uns liegenden Probleme aktiv und verantwortungsbewusst zu bewältigen.

### 3.4.1 Wachsende Wertschätzung und Transformation traditioneller Werte

Dazu zählt zunächst einmal die wachsende Wertschätzung traditioneller Werte wie z. B. Aufrichtigkeit, Verantwortung, Treue, Pflicht und vor allem Vertrauen, das einen Basiswert darstellt.<sup>30</sup> Jugendliche haben – entgegen aller Unkenrufe – eine ausgesprochen hohe Moralität und legen auch großen Wert auf eine ethische Lebensführung. Sie wollen „richtig“ und „gut“ leben. So entwickeln sie schon sehr früh klare und differenzierte Vorstellungen darüber, was „gutes“ Leben bedeuten soll, und sind vor allen Dingen in Gerechtigkeitsfragen hochsensibel.

Natürlich bedeutet die Wertschätzung traditioneller Werte nun nicht eine ungebrochene Wiederkehr dieser Werte. Jugendliche sind äußerst kreativ und „wertschöpferisch“ in der Übernahme alter Traditionen. So definieren sie manche Werte neu, entwickeln sie weiter und erweisen sich so als WertekomponistInnen, als „Wertesampler“, indem sie versuchen, widersprüchliche Interessen, Normen und Konzepte auszubalancieren. So bedeutet z. B. die Wiederkehr des Wertes der „Pflicht“ keinesfalls, dass Jugendliche die Gehorsamsmentalität ihrer Großelterngeneration wiederholen – wiewohl wir bei einzelnen Jugendlichen (leider) auch wieder die Beobachtung machen, dass ihnen die lästige Last der Freiheit zu mühsam wird und sie sich „freiwillig“ (so begründen sie das auf Nachfrage) fragwürdigen autoritären politischen oder religiösen Gruppen anschließen. Bei der Mehrheit wird aber der Pflichtbegriff individualisiert (Aufgaben erfüllen, weil man sonst Nachteile im Beruf, in der Schule hat) und auf schöpferische Weise mit Werten wie Selbstverwirklichung, Freiwilligkeit und Flexibilität zusammengebracht. Ähnlich bei der Treue: Die gilt in einer Beziehung als einer der höchsten Werte, wird aber ebenfalls individualisiert (sich selbst treu sein) und den realen Rahmenbedingungen modernen Beziehungslebens angepasst: Treu sein, solange eine Beziehung in Ordnung ist.

Jugendliche, die bei der persönlichen Wertentwicklung gefördert werden, entwickeln dabei äußerst spannende und zukunftsweisende Wertkonzepte des „Sowohl-als-auch“, bei denen sie polare Spannungsfelder in Balance zu halten suchen: z. B. Selbstverwirklichung und Beziehungspflege; Erfolg, Karriere und Lebensqualität; Treue und Freiheit. Das führt keinesfalls zu platter Beliebigkeit („alles ist gleich-gültig“), sondern zeigt, dass Jugendliche ein hochsensibles Bewusstsein für die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Wirklichkeit haben. Verschwiegen werden darf dabei freilich nicht, dass solche höchst differen-

zierten Wertkonzepte noch eher die Ausnahme sind; vielfach begleiten Beliebigkeit und Nivellierung die jugendlichen Wertekonzepte. Diese Entwicklung hängt auch damit zusammen, dass wir bei Jugendlichen kaum noch normative Ethiken finden, sondern primär Verhandlungsmoralitäten<sup>31</sup>: Werte und Normen gelten als etwas, das man aushandeln kann und auch muss. Der Relativismus der Werte, wie wir ihn bei jungen Menschen finden, kann also zweierlei bedeuten: ein komplexes Gewissen um Bezogenheit, Kontextualität und Situativität aller ethischen Entscheidungen, aber auch die Vergleichüftung aller Wertesysteme.

### 3.4.2 Vernetzung, Solidarität, Repolitisierung

Bestimmte Trends und Entwicklungen im Bereich der Erwachsenen zeigen auch „Sickereffekte“ in der Werte-Welt der Jugendlichen. So ist die Vernetzungsoption (unterschiedliche gesellschaftliche Institutionen und Organisationen vernetzen sich um eines gemeinsamen Anliegens willen und wollen voneinander lernen), die moderne Gesellschaften und ihre Institutionen entwickeln, um aus ihrer funktionalen Zersplitterungslogik herauszukommen, bei Jugendlichen eine Grundkompetenz.<sup>32</sup> Dies gelingt ihnen, weil sie durch qualitativere Erziehungsmethoden in Elternhaus und vor allem Schule vielfach in einem ausgeprägten Selbstbewusstsein und in sozialer Kompetenz gefördert werden, aber auch die neuen Medien unterstützen bei den Vernetzungsambitionen. Schließlich verlangt auch die Organisationsweise moderner Arbeitswelten diese Fähigkeit zur Vernetzung und zum „Networking“, da es in einer Welt befristeter Teilzeitjobs immer wichtiger wird, gute Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.

Das wachsende Interesse moderner Gesellschaften an Ethik – im privaten Bereich, aber auch und gerade in einzelnen Milieus von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik – lässt sich auch bei jungen Menschen finden und führt dort, wo Jugendliche entsprechende Unterstützung durch Familie, Schule und Gesellschaft haben, zu sozialem Engagement. Jugendliche zeigen sich in der österreichischen Jugendwertestudie als Vorreiter in Sachen Solidarität: Ihre Solidaritätswerte sind – und zwar sowohl in den makro- als auch in den mikrosolidarischen Bereichen – wesentlich höher als die der Erwachsenen: Jugendliche sind solidarisch gegenüber ihren Familien und Freunden, aber auch in Hinblick auf die nationale wie globale Verteilungsgerechtigkeit.<sup>33</sup> Umso trauriger ist es angesichts dieser hohen Solidaritätswerte, die man bei Jugendlichen finden kann, wenn Jugendliche klagen, zu wenig Räume und vor allem zu wenig Zeit

zu haben, um solche Bereitschaft auch konkret Tat werden zu lassen. Das Konkurrenzparadigma moderner Wirtschaftsgesellschaften, das junge Menschen zwingt, zueinander in einen Wettbewerb um die besten Jobs zu treten, zerstört auch schrittweise die solidarischen Einstellungen und führt zu klassischen Double-Bind-Situationen. Vielleicht ist dieser Entsolidarisierungsvorgang – entgegen allen jammern den gegenteiligen Beteuerungen – aber auch durchaus im Interesse bestimmter ökonomistischer Prinzipien, im Irrglauben, Konkurrenz belebe das Geschäft.

### 3.4.3 Politisches und religiöses Erwachen

Ähnlich komplex ist die Situation auch im politischen Raum. Die Re-Politisierung, die man in neuen politischen Lebens- und Organisationsformen im zivilgesellschaftlichen und auch im virtuellen Raum finden kann, das wachsende Interesse an gesellschaftspolitischen Fragen, das globale Verantwortungsbewusstsein für soziale und ökologische Fragen sowie das durchaus ausgeprägte Europa-Bewusstsein<sup>34</sup>, das sich bei jungen Menschen finden lässt, zeigen, dass die Jugendlichen keinesfalls unpolitisch geworden sind. Umso besorgniserregender sind die gleichzeitig anzutreffende demokratiepolitische Skepsis, die rechtsstaatliche Unkenntnis und die Abwehr traditioneller Parteipolitik bzw. des traditionellen politischen Raumes. Politischen Institutionen wird wenig zgetraut. Diese zwiespältige Situation muss PolitikerInnen zu denken geben.

Ähnlich doppeldeutig stellt sich die religiöse Situation bei den Jugendlichen dar. Da wächst – auch infolge der „Sickereffekte“ aus der Erwachsenenwelt, in der Spiritualität wieder ein Trend geworden ist – das religiöse Interesse bei Jugendlichen. Dies geschieht freilich abseits und in expliziter Ablehnung traditioneller Religionskonzepte und erst recht abseits der Kirchen. 9 % der österreichischen Jugendlichen sind 2000 noch regelmäßig in den Gottesdienst gegangen, nur mehr 45 % haben sich als „religiös“ bezeichnet; die Sprachlosigkeit in religiösen Belangen und der religiöse Analphabetismus, also eine massive Schwäche, den persönlichen religiösen Empfindungen, Erfahrungen und Gedanken adäquat Ausdruck zu geben, sind groß. Zugleich zeigt sich Religiosität in Einzelgesprächen auf neue Weise im Modus einer Sehnsucht nach religiöser Aura, überhaupt als Sehnsucht nach einem anderen, alternativen, sinnerfüllten Leben, als Suche nach einem Leben in Liebe, Freiheit und Wahrheit. Auch die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung, nach einer neuen Verortung im Kosmos, nach Verzauberung und einem neuen Weltverhältnis, nach

einer Ethik der Liebe in stabilen Gemeinschaften lässt sich nicht nur bei Erwachsenen, sondern auch bei Jugendlichen finden und als Suche nach Spiritualität identifizieren.<sup>35</sup> Diese wird auch deutlich im Interesse an Ritualen, an religiösen Vergemeinschaftungen und lässt Fragen des Lebens nach Sinn, Geist und Religion wieder aktuell werden. Spiritualität meint hier in einem allgemeinen anthropologischen Sinn ein geistvolles Leben. Der Begriff mag ein „Containerwort“ (Gerhard Ruh) sein, in dem sich diffuse Sehnsüchte, trotzige Abwehrhaltungen gegen die Kirche u. a. Widersprüchliches finden lassen – als Inbegriff für ein ganzheitliches, gelungenes Leben wird er das Symbolwort für Religion kommender Generationen sein.

#### 3.4.4 Erfolg, Leistung, Bildungsbereitschaft

Was die Ressourcen betrifft, die Jugendliche brauchen, um die gegenwärtigen Herausforderungen im Arbeitsbereich zu meistern, lässt sich feststellen, dass junge Menschen sich zusehends stärker mit den ökonomiekompatiblen Werten moderner Gesellschaften identifizieren: Berufs-, Erfolgs- und Leistungsorientierung gewinnen an Bedeutung bei einer großen Zahl von jungen Menschen, vor allem bei Burschen. So ist z. B. für 82 % der deutschen Jugendlichen Karriere der wichtigste Wert, die Familie gehört dagegen nur mehr für 65 % zu einem gelungenen Leben.<sup>36</sup>

Die starke Karriereausrichtung schließt auch eine hohe Bereitschaft zur Teamarbeit ein – weil das ja von Arbeitgebern auch verlangt wird und zudem ein Ersatz für familiäre Geborgenheit ist. Jugendliche sind also erfolgsorientierte TeamworkerInnen. Dabei wird der Begriff Erfolg mitunter durchaus breit definiert und umfasst zwar primär, aber nicht nur den beruflichen Aufstieg. Auch entsprechende Beziehungskarrieren und Freizeitkarrieren werden angestrebt. Freilich sprechen wir hier vor allen Dingen von Jugendlichen, die aus biografisch und sozial stabilen Milieus kommen, deren familiärer Hintergrund unterstützend ist, die gut ausgebildet und materiell abgesichert sind. Diese intelligenten ModernisierungsgewinnerInnen sind auch eine große Hoffnung für die modernen Gesellschaften und brauchen jede denkbare Unterstützung durch Gesellschaft und Politik. Ihre Kompetenzen und ihr Wissen, ihre hohe Bereitschaft zum Engagement ausschließlich für ökonomische Zwecke aufzusaugen ist gesellschaftspolitisch unverantwortlich. Zudem zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass auch diese erfolgreichen Jugendlichen mit der beschleunigten Moderne Probleme haben.

### 3.5 Auch die ModernisierungsgewinnerInnen haben Probleme

#### 3.5.1 Erfolgsdruck

Zu diesen Problemen gehört an erster Stelle wohl der enorme Druck, unter dem junge Menschen und auch schon Kinder, insbesondere die begabten und familiär gut geförderten stehen. Nicht früh genug kann mit der Förderung berufsorientierter Kompetenzen und Qualifikationen begonnen werden: Vorgeburtlich wird Mozart gehört, weil das die Gehirnentwicklung in utero bereits fördert, im Kindergarten wird schon Englisch gelernt, zweisprachiger Unterricht ist „in“, immer mehr Kinder können bei Schuleintritt bereits lesen und schreiben. Nun ist diese beschleunigte Entwicklung durchaus beeindruckend und hängt mit den veränderten bildungsfreundlichen und medialen Umwelten ebenso zusammen wie mit einer qualitätsvolleren Pädagogik, so dass begabte Kinder heute viel mehr Chancen haben als früher, viel zu lernen. Der Schatten dieser Entwicklungen beginnt dort, wo Eltern schon frühzeitig in einer Mischung aus Ehrgeiz und Zukunftsängsten ihre Kinder bereits im Kleinstkindalter durch „Förderung“ unter Druck setzen und die Kinder und Jugendlichen später diesen Druck internalisieren und sich selbst massiven Erwartungen aussetzen. Schwer haben es auch die, die nicht so begabt sind – oder jene, die sich diesem Druck entziehen und den Kindern ihre Eigenzeit und förder- und pädagogikfreie Räume lassen wollen. In einer Gesellschaft, in der Hochbegabtenförderung (die Minderheit) mehr gilt als eine breite Förderung der Durchschnittsbegabten oder die Förderung schwächerer SchülerInnen, drohen alle unter enormem Konkurrenz- und Leistungsdruck zu kommen, und auch Bildung verkommt (spätestens ab dem Gymnasium) zu einem selektiven Konkurrenzsystem anstatt zu einem Ort der Lernfreude.

So setzen sich nicht wenige Kinder und Jugendliche selbst unter den inneren Druck, alles perfekt und erfolgreich schaffen zu müssen, und wollen den elterlichen und schulischen Erwartungen entsprechen. Dazu aber bedarf es oft enormer Kraftanstrengungen sowie komplexer psychischer und sozialer Kompetenzen. Wer in modernen Gesellschaften am Ball bleiben will, muss frühzeitig erwachsen werden. Und so gibt es nicht wenige begabte Kinder, die intellektuell überdurchschnittliche Leistungen erbringen, zugleich aber ein Stück Traurigkeit ausstrahlen ob ihrer verlorenen Kindheit oder emotional verarmt oder verwahrlost sind.

### 3.5.2 Exklusionsgefahren

Kinder und Jugendliche sind ständig von Exklusion bedroht – auch ModernisierungsgewinnerInnen. Wer zu wenig Geld für die entsprechenden Zugehörigkeitsutensilien (Medien, passende Kleidung, passende Freizeitbeschäftigung) hat, kann ebenso aus der Kinder- bzw. Jugendgemeinschaft ausgeschlossen werden wie jemand, der zu groß, zu klein, zu dick, zu dünn, zu gescheit, zu blöd – einfach „anders“ ist. Diese Mobbinggefahren sind umso bedrohlicher, als Kinder in einer Gesellschaft der Ganztagschule dann die ganze Woche lang mit jenen zusammengesperrt sind, die sie ablehnen, und keine Möglichkeit gegeben ist, sich andere soziale Räume und Freundschaften (in Vereinen, in der Verwandtschaft, im Park ...) zu suchen.

### 3.5.2 Karriere vor Familie

Der Erfolgsdruck führt auch zu Konflikten, wenn es darum geht, zwischen Berufs- und Beziehungs- bzw. Freundschaftsorientierung wählen zu müssen. Nicht selten werden Beziehungen zugunsten der Karriere nachgereiht: Das wird z. B. deutlich an der sinkenden Bereitschaft, die an sich stark ausgeprägten Kinderwünsche bei Jugendlichen in die Tat umzusetzen. Dies liegt zum einen an den fehlenden gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen, die Kinder zu einem Armutsrisiko und zu Karrierehemmern werden lassen, aber es liegt eben auch an der Wertorientierung von Jugendlichen, die reproduzieren, was modernen Gesellschaften wirklich wichtig ist: Karriere, Fortschritt, Erfolg, Leistung – Kinder stören da. „Weiche“ Werte wie Bescheidenheit, Verzicht, Nachgiebigkeit, Fürsorge, Sanftmut usw. haben in modernen Gesellschaften nach wie vor keinen hohen Stellenwert und werden im Zweifelsfall nachgereiht – auch von Jugendlichen.

### 3.5.2 Tabus: Versagen, Leiden, Scheitern

In einer Konkurrenzgesellschaft mit (angeblich) knappen Gütern und geringer Umsetzungsbereitschaft von Solidarität ist die Angst zu kurz zu kommen oder zu verlieren, groß. In einer solchen Kultur der Angst sind Versagen, Leiden und Scheitern eine Katastrophe. Zudem gilt, dass selbst schuld ist, wer scheitert. Die Individualisierung des Versagens oder Scheiterns ist auch bei Jugendlichen stark ausgeprägt – die VerliererInnen sind gesellschaftlich unsichtbar und unorganisiert, weil sie sich selbst verantwortlich fühlen für ihr Unglück. Die Gesellschaft signalisiert ihnen, dass sie sich zu wenig angestrengt haben (im Bildungssystem), sich schlecht verkauft haben (bei Bewer-

bungen um Jobs), zu wenig den Erfolg wollen. (In Frankreich haben sie sich bei den Unruhen in den Pariser Vorstädten organisiert und sichtbar gemacht, was es heißt, VerliererInnen zu entsorgen ...) Diese Signale bedeuten auch den GewinnerInnen: Es ist möglich, dass jede/r jederzeit aus dem sozialen Zusammenhalt herausfällt, wenn er/sie sich nicht genug anstrengt. Dies schürt wiederum die Angst vor dem Versagen.

Versagen und Scheitern sind aber im öffentlichen Diskurs kein Thema – und schon gar nicht wird nach den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Ursachen des Scheiterns gefragt. Die Individualisierung der Versagensfrage verschleiern die Mitverantwortung der PolitikerInnen und der Wirtschaftstreibenden für die „Looser“. Kompetenzen, mit dem Scheitern, mit Leid und Versagen produktiv umzugehen oder es ertragen zu lernen, werden kaum wo gelehrt – außer in redundanten Imperativen, wie „positiv denken“ oder „aus Niederlagen eine Chance machen“ oder unsinnigen Stehsätzen, die man immer noch in Kinderzimmern zu hören bekommt, dass man z. B. „verlieren lernen müsse“, was den VerliererInnen signalisiert, sie seien selbst schuld und mögen die GewinnerInnen nicht in ihrer Siegesfreude stören. Dass Leid, Scheitern und Versagen zu jedem Leben gehören, wird tabuisiert und in die individuelle Verantwortung geschoben. Zudem wird vergessen, dass wir verpflichtet sind, einander in diesen schweren Situationen des Lebens beizustehen. Stattdessen werden die Probleme an soziale Institutionen delegiert und professionalisiert.

Die so genannte „Spaßgeneration“ ist also letztlich bei genauerem Hinsehen ziemlich ernst, um nicht zu sagen, untergründig verzweifelt und hoffnungslos. Jugendliche haben riesige Erwartungen an die Zukunft und wissen, wie sie sich ein gutes Leben vorstellen – und zugleich haben sie wenig Hoffnung, dass sich diese Erwartungen erfüllen; mit positiven Überraschungen rechnet ohnedies kaum jemand. Die Herausforderung ständiger kreativer Wertschöpfungen – im materiellen wie im geistigen Sinn – erweist sich jedenfalls als ziemlich anstrengend und zermürend. Wer das nicht meistert, ist mittelfristig bedroht von Zukunftsängsten, Sinnkrisen, Orientierungslosigkeit, psychischer Überforderung, Wertediffusion und Werterelativismus. Es ist unter solchen Bedingungen kein Wunder, dass die Zahl der Jugendselbstmorde erschreckend hoch ist und Jugenddepressionen im Anstiegen begriffen sind (Österreich: 10 %), gerade auch bei jenen Jugendlichen, die nach außen als „erfolgreich“ gelten.<sup>37</sup>

### 3.5.3 Politisch verdrossen und religiös gefährdet

Auch im politischen Bereich zeigen sich Schatten bei den ModernisierungsgewinnerInnen: Da ist zum Beispiel auffällig, dass auch von den Gebildeten die globale Zukunft alles andere als rosig beurteilt wird. Es gibt zudem wenig politische ProtestiererInnen oder revoltierende Jugendliche, die sich gegen Fehlentwicklungen der Gesellschaft schöpferischen Widerstand leisten und diesen auch organisieren. Während die ModernisierungsverliererInnen rebellieren, indem sie – auf höchst selbstzerstörerische Weise – in Schule und/oder Beruf scheitern oder – wie die Jugendlichen in den Pariser Vorstädten im Winter 2005 – zu Gewalt greifen, sind die erfolgreichen Jugendlichen nett, brav und angepasst und erfüllen die an sie gestellten Erwartungen, auch um den Preis des Verlustes einer freien und entspannten Kindheit und Jugend. Zudem kann man auch von einer nicht zu kleinen Gruppe gut gestellter Jugendlicher immer wieder hören, dass sie sich von der Erwachsenengeneration politisch im Stich gelassen oder instrumentalisiert fühlen. Die Politikverdrossenheit ist groß, und sie findet ihren Ausdruck in der Abkehr von traditionellen Formen politischer Partizipation bzw. in der Stagnation von politischem Interesse auf niedrigem Niveau: Nur 11 % der 11- bis 24-jährigen Jugendlichen in Österreich interessieren sich „sehr“ für Politik, die Mehrheit hat „kaum“ (27 %) bis „gar kein“ (26 %) Interesse an Politik.<sup>38</sup>

Ähnlich trist sieht die Situation aus, was das Interesse Jugendlicher an institutionalisierter Religiosität angeht, hier ist die Mehrheit der Jugendlichen kirchenfern bzw. kirchenskeptisch und der Ansicht, dass man keine Institution braucht, um religiös zu sein. Ungeachtet des individuellen Interesses an religiösen und spirituellen Themen ist organisierte Religion „out“ – und damit auch die Möglichkeiten, die eigenen religiösen Sehnsüchte, Fragen und Erfahrungen zu zivilisieren. Da boomen dann plötzlich wieder neoautoritäre religiöse Gruppierungen, und spirituelle Sehnsucht kann dann durchaus mit religiösem Alphabetismus einhergehen, insofern Jugendliche zwar religiöse Gefühle kennen, sogar beten und Rituale praktizieren, eine theoretische Reflexion und kognitive Auseinandersetzung mit Religion aber unattraktiv scheint und die subjektive Religiosität auch nur wenig handlungspraktische Konsequenzen hat.

### 3.6 ModernisierungsverliererInnen

Die Probleme und Spannungen moderner Gesellschaften werden schließlich am deutlichsten an deren Rändern sichtbar, also dort, wo Jugendliche bio-

grafisch durch prekäre Familienverhältnisse oder sozial durch Armut, zu wenig Bildung und gesellschaftliche Exklusion an den positiven Entwicklungen der Gesellschaft nicht teilhaben können. Und die Zahl dieser ModernisierungsverliererInnen ist nicht gering: In Österreich lassen sich laut der österreichischen Jugendwertestudie 25 % der jungen Menschen zwischen 14 und 24 Jahren dieser Gruppe zuordnen. Diese Jugendlichen sind nicht nur gefährdet, sondern auch gefährlich: Sie haben höhere Autoritarismuskwerte und sind auch gewaltbereiter. Sie sind ein politischer Brandherd, der nur deshalb (noch) nicht wahrnehmbar ist, weil sich diese jugendlichen Opfer des Modernisierungsfortschrittes schamhaft verstecken und sich selbst verantwortlich machen für ihr Scheitern.

## 4. Kindsein im Kontext der Moderne

### 4.1 Strukturelle Kinder- und Jugendfeindlichkeit

Auch für Kinder sind die modernen Lebenswelten hochgradig ambivalent. Die schärfer werdende Trennlinie der Gesellschaften zwischen Armen und Reichen geht auch mitten durch die Kinderwelten hindurch, sodass es auch hier Kinder gibt, die an der Modernisierung scheitern, andere, die gewinnen, und die Mehrheit durch Arm und Reich hindurch daran leidet. Einerseits werden Kinder gerade in den europäischen Gesellschaften im öffentlichen Diskurs hochgradig wertgeschätzt, gefördert, fast schon idealisiert; auch investieren Gesellschaft und Politik viele finanzielle Mittel in ihren Nachwuchs. Auch die Erziehungsstile und die pädagogischen Konzepte haben sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur unübersehbar vervielfacht, sondern haben sich innerhalb von zwei Generationen qualitativ verbessert. Die „g’sunde Watschen“ ist zumindest im öffentlichen Raum geächtet, Kindesmissbrauch wird schrittweise enttabuisiert, kindgerechte Förderung ist angesagt. Kinder und ihre Bedürfnisse werden heute mehr wahrgenommen und wertgeschätzt als noch in der Großelterngeneration. Zugleich sind es immer noch viel zu viele Kinder, die von familiärer Gewalt bedroht sind (Schätzungen reichen bis zu 90 %)<sup>39</sup>. Verborgener im Kinderzimmer wird immer noch geschlagen und Psychoterror ausgeübt. Die Kinderarmut wächst (in Deutschland gelten 10,2 % als arm)<sup>40</sup>.

Wie kommt es zu diesen Spannungen? Kinder gelten im öffentlichen Diskurs – so wie Jugendliche – als Zukunft, als Ressource, als Humankapital moderner Gesellschaften. Die Erwachsenenwelt projiziert all ihre Erwartungen und Wün-

sche für eine bessere Zukunft auf die nachwachsenden Generationen – heute vermutlich mehr denn je, weil die Probleme so groß sind, dass sie in einer Generation tatsächlich kaum mehr zu lösen sein werden. Aber genau diese Erwartungshaltung kann dazu führen, dass Kinder in der Gegenwart übersehen werden und sogar stören. Sie stören in den Arbeitswelten der Erwachsenen, bei den Karrieren der Eltern, die Partnerschaften und Freizeitkarrieren der Eltern, im Straßenverkehr, im öffentlichen Raum, beim Urlaubmachen. Daher werden Kinder eben nicht nur wertgeschätzt und gefördert, sondern auch schrittweise entsorgt: indem sie entweder gar nicht mehr geboren werden, indem sie möglichst frühzeitig außerfamiliär in Institutionen fremd betreut werden. Vergessen sind angesichts der ökonomischen Hegemonie plötzlich alle psychologischen Diskussionen der Vergangenheit, die verdeutlicht haben, wie wichtig stabile, belastbare und körperlich-seelische Beziehungen zu Mutter und Vater für die Entwicklung von kleinen Kindern sind. Ideologien wie die „Quality-Time“-Pädagogik dienen perfekt der Legitimation ökonomisch überformter Lebensentwürfe. Heute wird sogar überlegt, Eltern mehr Karenzgeld zu bezahlen, wenn sie früher aus der Karenz wieder zurückkehren.<sup>41</sup> Für Kinder haben moderne Gesellschaften wenig übrig an Zeit, an Energie und daher auch an konkreter Liebe. Monomanisch werden Kinderkrippen und Ganztagesbetreuung als die Lösungsmodelle der Wahl bei der Frage ins Treffen geführt, wie man Frauen besser in den Arbeitsmarkt integrieren und den Wirtschaftsstandort wettbewerbsfähig halten kann. Kinder sind dabei nur interessant als zukünftige ArbeitnehmerInnen, die man möglichst wirtschaftsfest ausbilden muss. Im Übrigen sind sie Privatsache. Zudem leben moderne Gesellschaften strukturell auf Kosten ihres Nachwuchses – indem natürliche und materielle Ressourcen derzeit von uns Erwachsenen ohne Scheu aufgebraucht werden.

Ähnlich wie die Jugend konsumiert wird, unterliegt auch die Kindheit der Kommerzialisierung und Vermarktung.<sup>42</sup> Kinderleben ist heute in einem großen Ausmaß marktabhängig: Der Umbruchprozess unserer Erwerbsarbeitsstrukturen führt zu einer wachsenden Integration der Eltern in das Erwerbsleben, wodurch Kinder und Eltern immer weniger Zeit gemeinsam verbringen und zugleich von der Existenz ausreichender Kinderbetreuungseinrichtungen abhängig sind. Zugleich ändern sich auch unsere Sozialsysteme, was die materiellen Lebensbedingungen von Kindern verändert und Kinderarmut ansteigen lässt. Schließlich wird die Kindheit auch ganz konkret vermarktet, Kindererlebniszentren boomen, wo gestresste Eltern – unter dem Deckmantel „Förde-

rung“ – ihre Kinder für entsprechendes Geld abgeben und betreuen lassen können bzw. wo die Kinder der Langeweile entkommen können, die sich in den konsumerzogenen Seelen ausbreitet, weil sie nicht mehr mit freier Zeit ohne Anregung von außen umgehen können. Vom ständigen Kampf und von den Niederlagen in Kinderzimmern im Stil von Spielzeuggeschäften und vom Erwerb neuen Spielzeugs, mit dem dann, kaum erworben, ganz selten gespielt wird, das man aber trotzdem haben muss, um dazugehören, wissen alle Eltern zu berichten, die den Widerstand gegen diese Vermarktung von Kindheit noch nicht ganz aufgegeben haben.

#### 4.2 Hochgradige Ambivalenzen

Freilich bringt die Modernisierung auch viele Vorteile für Kinder mit sich: für die, deren Eltern es sich leisten können, bedeutet moderne Kindheit auch neue Lern- und Bildungsmöglichkeiten, neue Erlebnismöglichkeiten und Erfahrungsräume, neue Selbstständigkeitsräume. Dennoch sind alle diese Entwicklungen keinesfalls ambivalenzfrei. Andreas Lange hat einige dieser Zwiespältigkeiten für die Kinderwelt treffsicher herausgearbeitet:<sup>43</sup>

1. Kinder sind Armutsverhinderer, wenn sie nicht geboren werden. Wenn sie geboren werden, dann steigt für die Eltern das Armutsrisiko rasant.
2. Kindheit wandelt sich in einer Konsum- und Medienwelt mehr und mehr zu einer selbstbestimmten, zugleich aber auch zu einer marktorientierten und daher auch wieder fremdbestimmten Form.
3. Kindern eröffnen sich durch die neuen virtuellen Welten neue aufregende Wissensräume, wobei aber neue Exklusionsgefahren entstehen für jene, die hier aus finanziellen Gründen nicht teilhaben können oder deren Eltern das aus inhaltlichen Gründen nicht wollen. Zudem bedeutet das Öffnen neuer virtueller Räume auch das Schließen traditioneller sozialer Räume. (Wo sind z. B. in einer Stadt jene Räume, wo sich Kindergruppen treffen und miteinander frei, ohne pädagogisch supervidierendes Personal, spielen können?)
4. Kinder haben entweder zeitarme und ressourcenreiche Eltern – oder zeitreiche und ressourcenarme Eltern.
5. Die Chance auf eine längere Lebenszeit fördert die Möglichkeiten für neue Interaktionen zwischen den Generationen, was unsere Gesellschaften mit ihren Generationenghettos dringend nötig haben. Zugleich aber drohen die älteren Generationen instrumentalisiert zu



werden, indem sie die Betreuungslücken stopfen sollen, so Lange. Oder – da die Enkelbetreuung ja nicht ident ist mit Instrumentalisierung – die älteren Generationen, die in Zukunft bereits der Selbstverwirklichungsgeneration entstammen werden, werden gar kein Interesse an Kindern haben und in der neu gewonnenen Lebenszeit endlich ihre eigenen Interessen verfolgen wollen, für die sie im Arbeitsleben keine Zeit hatten.

6. Kleine und große Menschen gewinnen durch neue Technologien Zeit. Aber durch die Optionenvielfalt und die Anspruchssteigerung entsteht zugleich auch ein neuer Zeitdruck – auch auf Kinder.

## 5. Lösungsansätze

### 5.1 Kriterien entwickeln: Welcher Fortschritt ist gut?

Moderne Gesellschaften eröffnen uns viele neue Möglichkeiten. Die Fortschritte in Wirtschaft, Wissenschaft, Medizin oder Technik ermöglichen vielen Menschen ein Leben in Sicherheit, Wohlstand und Freiheit, wie es die Generationen zuvor nicht einmal zu träumen gewagt haben – global gesehen gilt das freilich nur für einen kleinen Teil der Menschheit. Diese Errungenschaften, die neuen Lebenshorizonte, die sich hier öffnen, wollen wertgeschätzt werden.

Und dennoch darf dabei zugleich nicht übersehen werden, dass es heute darum geht, die Nebenwirkungen dieses Fortschrittes einzudämmen und realistische Strategien zu entwickeln, wie wir mit dem Katastrophenpotenzial, das dieser uns auch gebracht hat, umgehen sollen. Zudem ist es unabdingbar, dass Freiheit, Wohlstand und Sicherheit global gerecht verteilt werden. Die ungerechte Verteilung von Lebenschancen darf weder einfach als kontingenter Geschichtsverlauf noch als Belohnung für besondere Verdienste betrachtet werden. Beides aber bedeutet, dass sich moderne Gesellschaften und insbesondere deren Gewinner darauf einrichten werden müssen, ihre Ressourcen zu teilen, auf manchen möglichen Fortschritt zugunsten größerer Verteilungsgerechtigkeit zu verzichten und die ModernisierungsverliererInnen zu integrieren. Sie werden – auch aus ethischen Gründen – innehalten müssen, um zu reflektieren, wofür welche Ressourcen verwendet werden. Eine solche Lebenshaltung kann Kindern und Jugendlichen nicht früh genug vermittelt werden, damit Bildung nicht nur Berufsbildung bedeutet, sondern sich auch ein entsprechendes globales und humanitäres Ethos entwickeln kann.

### 5.2 Individuelle Kompetenzen fördern, um mit gesellschaftlichen Ambivalenzen umzugehen

Wie kann man Kinder und Jugendliche dabei unterstützen, diese gewaltigen Umbrüche, Entwicklungen und Probleme zu meistern, wenn wir Erwachsenen mitunter genauso ratlos sind und nicht wissen, wie wir handeln sollen? Zum einen wird es unverzichtbar sein, jungen Menschen entsprechende individuelle Kompetenzen mitzugeben, die Schlüsselfähigkeiten für die Zukunft sein werden: Pluralitätsfähigkeit, Entscheidungsfähigkeit, Fähigkeit, mit den Ambiguitäten und Ambivalenzen umzugehen, Deutungs- und Reflexionsfähigkeit, Selbstbewusstsein, Kooperationsfähigkeit, Mut und Entschlussfreudigkeit, Experimentierfreudigkeit, Fähigkeit, mit Unvollkommenheiten, Leid und Versagen umzugehen, Fähigkeit für verlässliche, stabile und freiheitsförderliche Beziehungen, Fähigkeit, Fehler und Schuld wahrnehmen und zugeben zu können, ohne zu verzweifeln, Mut für Neuanfänge, Umgang mit Halbheiten und vieles mehr. Hier sind die Eltern gefragt, ebenso PsychologInnen, PädagogInnen, LehrerInnen, insbesondere Religions- und EthiklehrerInnen, Priester, PolitikerInnen ... Sie alle können kooperieren und mit den Jugendlichen gemeinsam neue Lebensbewältigungsstrategien entwickeln lernen. Religion und Spiritualität werden dabei unverzichtbare Ressourcen sein, weil gerade diese Lebensdimensionen ein reiches, unerschöpfliches Reservoir haben, mit Problemen und der Endlichkeit der Welt umzugehen. Aus religiösen und spirituellen Quellen lassen sich auch für junge Menschen immer noch Kraft und Zuversicht, Hoffnung und Mut schöpfen, die es braucht, um die Herausforderungen zu meistern.

### 5.3 Politischer Diskurs und Entscheidung: In welcher Gesellschaft wollen wir gemeinsam leben?

Neben der Förderung individueller Kompetenzen junger Menschen werden aber moderne Gesellschaften nicht umhin können, sich auch Grundsatzfragen zu stellen. Die Probleme der Modernisierung ausschließlich zu individualisieren, indem man die Verantwortung dem Einzelnen umhängt, ist zu wenig und zudem zynisch. Denn viele unserer Probleme sind strukturell bedingt und bedürfen daher struktureller und politischer Lösungen. Daher gilt es auch in Kinder- und Jugendfragen, politische Diskussionen anzuzetteln, die eine Querschnittsmaterie jeder Politik werden müssen und nicht nur politische Sonderbereiche sein dürfen. Quer durch alle politische Lager und abseits der üblichen langweiligen und zugleich oft fruchtlosen Polarisierungen müssen sich alle

fragen: In welcher Gesellschaft wollen wir in Zukunft leben? Die Illusion von einer ambivalenzfreien Zukunft wird nicht zu realisieren sein – und das ist auch gar nicht erstrebenswert, ist doch die Komplexität und Vieldeutigkeit unserer Lebenswelten und -deutungen trotz aller Konflikte höchst bereichernd. Das muss all jenen Politikern und Religionsvertretern gesagt werden, die meinen, man könne wieder in die Vergangenheit zurück, und glauben, Tradition wieder zu entdecken hieße, einfache, fundamentalistische Antworten zu geben. Eine solche Politik führt nicht in die Zukunft, sondern mehrt Polarisierung und Gewalt. Komplexitätsreduktion bedeutet weder schönmalerische Naivität noch Fundamentalismus.

Dennoch drängen Situationen der Ambivalenz zu Entscheidungen – ein Übermaß an offenen Ambivalenzen halten kein Individuum und auch keine Gesellschaft aus; ohne Entscheidungen drohen hier Gewaltausbrüche und Katastrophen. Daher ist es höchste Zeit, elementare Weichen zu stellen und zugleich bereit zu sein, im Falle eines Irrweges wieder und wieder umzukehren und umzulernen. Dazu gehören Fragen wie: Wollen wir in einer Gesellschaft wachsender Konkurrenz oder wachsender Kooperation leben? Was sind uns Familien und Beziehungen, Kinder und Jugendliche wert im Vergleich zu Wohlstand und Erfolg? Was bedeutet uns persönliche Freiheit: Geht es hier nur um die freie Wahl individueller Lebensformen – oder nicht auch noch um politische Freiheit? Was bedeuten uns Ethik, Religion und Spiritualität, Kunst und Kultur: Luxus oder menschliche und unverzichtbare Grunddaseinsweisen? Was bedeutet uns der menschliche Geist – ist er eine Extrapolation von Körper und Seele oder eine eigenständige Realität, für die wir taub und blind geworden sind? Wie verteilen wir unseren Wohlstand: nach sozialem Prinzipien der Gerechtigkeit oder mithilfe von Almosen? Wie verwirklichen wir größtmögliche Partizipation aller an jenen gesellschaftlichen und politischen Agenden, die alle betreffen? Wie gehen wir mit Versagen, Fehlern, Leid und Schuld um? Und schließlich: Wer ist der Mensch?

Ohne solche Fragen zu stellen und Antworten zu suchen, werden Kinder und Jugendliche sich aus Überlebensinteresse immer jenen Werten und Lebensmustern anschließen, die in einer Gesellschaft die meisten Chancen auf soziale Integration und Erfolg bieten. Und dass solche Werte nicht immer die humansten sind, wissen wir gerade in Österreich und Deutschland mit deren nationalsozialistischer Vergangenheit ganz genau. Diese Fragen aber zu stel-

len und sich mit ihnen auseinander zu setzen, bedarf konkreter Räume und spezifischer Zeiten, damit junge Menschen die werden können, die sie sind: wahrhafte Menschen. Das heißt aber auch: bereit zu sein, die Sehnsüchte und Wünsche junger Menschen ernst zu nehmen und von ihnen zu lernen – und sie nicht traurig-nostalgisch zu belächeln als jugendlichen Idealismus, den man selbst auf dem Weg zum Erwachsenwerden leider verlieren musste. Viele Kinder und Jugendliche bergen in sich immer noch jene durch die konkrete Lebenserfahrung noch relativ unverdorbenen Hoffnung auf ein gutes Leben in einer humanen Zukunft – eine Geistesgabe, die unsere Gesellschaften dringender brauchen denn je.

---

1) Solche Argumentationen konnte man in der österreichischen Innenpolitik rund um die Veröffentlichung der Ergebnisse der PISA-Studie immer wieder hören.

2) Vgl. die Ergebnisse der 14. Shell-Jugendstudie 2002: Klaus Hurrelmann u. a.: Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Hg. von Deutsche Shell, Frankfurt am Main 2002, 17.18: In der zweiten Hälfte der 80er Jahre waren für 62 % der Jugendlichen in Deutschland „Fleiß und Ehrgeiz“ wichtig, 2002 waren es 75 %; „Macht und Einfluss“ stiegen von 27 % auf 36 %; für 82 % der deutschen Jugendlichen war 2002 „Karriere“ das wichtigste Lebensziel, das knapp, aber doch vor dem Wunsch nach einer eigenen Familie landet, die für 75 % der weiblichen und 65 % der männlichen Jugendlichen zu einem glücklichen Leben gehört.

3) Christian Friesl/Regina Polak: Jung-Sein als Experiment. In: Christian Friesl (Hg.): Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher. Wien 2001, 24.

4) Vgl. z. B. die 14. Shell-Studie (s. o.), 18: 90 % der befragten deutschen Jugendlichen geben an, mit ihren Eltern zufrieden zu sein.

5) Andreas Lange: Kindheit in Europa im 21. Jahrhundert. Eine modernisierungstheoretische Skizze, Redefassung, unveröff. MS, o. O. 2005; Andreas Lange/Peggy Szymenderski: Auf Spurensuche nach dem „Neuen“ in der Gesellschaft. Soziologische Deutungsangebote zu Veränderungen in Wirtschaft, Arbeit, Medien (2. Trendbrief), Diskurs 14(1): 72–82.

6) Z. B. Andrea Wohlfarter: Mobbing, Gewalt und Burnout an Schulen. Unveröff. MS, Scheibbs 2005. Die Autorin rechnet im Anschluss an die deutsche Sozialwissenschaftlerin Mechthild Schäfer mit 10 % der Kinder und Jugendlichen, die passive Mobbing Erfahrungen haben.

7) Vgl. Manfred Zentner: Gesellschaftliche Beteiligung und politisches Bewusstsein. In: Friesl (Hg.): Experiment Jung-Sein, 147–175, 175; Reinhard Zuba/Johannes Frauenschuh: Einstellungen von Burschen und Mädchen zur Rolle der Wirtschaft in Österreich, Wien (ÖJ) 2004, 23.

8) Ingeborg Gerda Gabriel: Humanität und Heiligkeit. In: Paul M. Zulehner (Hg.): Spiritualität – mehr als ein Megatrend, Ostfildern 2004, 95–106, 98.

9) Regina Polak: Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft, Ostfildern 2006, 37; 217–294.

10) Detailstudien: 14. Shell-Jugendstudie (s. o.), Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz: 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, Wien 2003; Friesl (Hg.): Experiment Jung-Sein (s. o.), Christian Friesl/Marina Hahn/Bernhard Heinzlmaier/Christian Klein (Hg.): Erlebniswelten und Gestaltungsräume. Die Ergebnisse des „Dritten Berichts zur Lage der Jugend in Österreich“, Wien-Graz 1999; Andreas Steinle/Peter Wippermann: Die neue Moral der Netzwerkkinder, Trendbuch Generationen, München 2003; Hans-Georg Ziebertz, William K. Kay (Hg.): Youth in Europe I. An international empirical Study about Life Perspectives, Münster 2005.

11) In der österreichischen Jugendwertstudie (Friesl [Hg.], Experiment Jung-Sein, s. o.) haben wir die Gruppe der 11- bis 24-Jährigen als Jugendliche definiert; die Jugendforschung kennt aber auch einen Spielraum zwischen 11 und 30 Jahren, den sie als Jugendalter bezeichnet.

12) Weiterführend hier die Forschungsarbeiten von Andreas Lange, der am Deutschen Institut für Jugendforschung einen Schwerpunkt in der Kindheitsforschung hat: <http://cgi.dji.de/cgi-bin/Mitarbeiter/homepage/mitarbeiterseite.php?mitarbeiter=429>.

13) Vgl. Lange: Kindheit in Europa im 21. Jahrhundert, s. o., Einleitung.

14) Vgl. Herwig Büchele: Vor der Gefahr der Selbstausslöschung der Menschheit, Münster 2005.

15) Marianne Gronemeyer: Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit, Darmstadt 1993.

16) ÖJ (Hg.): Die Jugend ist die Zukunft Europas – aber bitte noch nicht jetzt, Wien 2005, 17.

17) So fordert z. B. die österreichische Industriellenvertretung am 12. 1. 06 im Mittagsjournal des österreichischen Radiosenders Ö1: „Schule 2010: Kinder müssen von Anfang an lernen, dass sie neugierig sein müssen – womit gemeint ist, dass sie sich frühzeitig auf die Wirtschaftswelt vorbereiten und für diese ausgebildet werden müssen. Weder wird dabei gefragt, woran es denn liegen könnte, dass Kinder ihre angeborene Neugier verlieren, noch wird die Neugier an anderen als an berufsorientierten Themen ernst genommen. Von da her hat die IV auch klare Vorstellungen, welche Inhalte den Kindern und Jugendlichen in der Schule zu vermitteln sind.“

18) Z. B. ÖJ: Lebenssituation(en) und Orientierungen von jungen Menschen in Österreich. Endbericht zur HALLO-LeserInnenbefragung 04/05, 32f.: Mehr als 80 % sind beunruhigt, dass die Zukunft so unsicher ist. Demgegenüber stehen aber „nur“ 31 %, die für sich selbst keine Perspektiven in Österreich sehen, und 40 %, die für sich wenig Chancen am Arbeitsmarkt sehen.

19) Werner Schneider: Diskurse zum „Wandel von Jugend“ in Deutschland. Konzepte, Leitbegriffe und Veränderungen in der Jugendphase. In: Diskurs 3 (2003), 54–61, 55f.

20) Ebd.

21) Andreas Steinle/Peter Wippermann: Die neue Moral der Netzwerkkinder. Trendbuch Generationen, München 2003.

22) Ebd., 18.35.

23) Politische Ergebnisse im Detail: Manfred Zentner: Gesellschaftliche Beteiligung und politisches Bewusstsein. In: Friesl (Hg.): Experiment Jung-Sein, 147–177. Für Deutschland v. a. die Studien der deutschen Shell.

24) Zwei Drittel der deutschen Jugendlichen stimmen dieser Aussage zu, vgl. 14. Shell-Studie, s. o.

25) Ariane Martin: Sehnsucht – Anfang von allem. Dimensionen zeitgenössischer Spiritualitäten, Ostfildern 2005; Maria Widl: Sehnsuchtsreligion. Neue religiöse Kulturformen als Herausforderung für die Praxis der Kirchen, Frankfurt am Main 1994.

26) Regina Polak: Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft, Ostfildern 2006; Paul M. Zulehner (Hg.): Spiritualität – mehr als ein Megatrend, Ostfildern 2004.

27) Christian Friesl/Hermann Denz/Regina Polak/Reinhard Zuba/Paul M. Zulehner: Die Konfliktgesellschaft. Wertewandel in Österreich 1990–2000, Wien 2001, 12.30.

28) Beate Großegger: „Beziehungswerte“ – Freunde, Partnerschaft und Familie in den Wertesets Jugendlicher. In: Christian Friesl (Hg.): Experiment Jung-Sein, 4–73, 54f.

29) Norbert Copray: Jung und trotzdem erwachsen. Band 1: Zur Situation junger Erwachsener in der Zukunftskrise, Düsseldorf 1987.

30) Andreas Steinle/Peter Wippermann: Die Netzwerkkinder, 54ff.

31) Andreas Steinle/Peter Wippermann: Die Netzwerkkinder, 54ff.

32) Andreas Steinle/Peter Wippermann: Die Netzwerkkinder, 118ff.

33) Österreichische Jugendwertstudie 2000, Einzelauswertung (= Christina Friesl [Hg.]: Experiment Jung-Sein).

34) Dazu: Hans-Georg Ziebertz/William K. Kay (Hg.): Youth in Europe. An International empirical Study about Life Perspectives, Münster 2005, 7–8.

35) Dazu: Ariane Martin: Sehnsucht – Anfang von allem. Die Autorin hat diese Dimensionen als zentral für die neue Suche nach Spiritualität identifiziert.

36) 14. Shell-Studie, 18.

37) Lt. Auskunft bei Dr. Mathilde Zeman, Leiterin der Abteilung Schulpsychologie-Bildungsberatung des SSR für Wien gibt es kein Zahlenmaterial, aber ihren Beobachtungen nach nehmen Jugendselbstmorde und -depressionen zu.

38) Manfred Zentner: Gesellschaftliche Beteiligung und politisches Bewusstsein, 165.

39) Zit. nach einem Referat von Andrea Lehner-Hartmann im Rahmen des ÖJ-Symposiums 2005.

40) Andreas Lange: Kindheit in Europa im 21. Jahrhundert, 4.

41) So ein Entwurf der österreichischen IV und der Arbeiterkammer, die sich hier in seltsamer Weise einig sind; beiden geht es nämlich primär um wirtschaftliche Interessen, nicht um die Interessen der Kinder.

42) Christine Feil: Kinder, Geld und Konsum. Die Kommerzialisierung der Kindheit, Weinheim 2003.

43) Vgl. zum Folgenden: Andreas Lange: Kindheit in Europa im 21. Jahrhundert.

## Mitwirkende

**Dr. Gertrude Bogyi**, Die Boje

**Pfr. Mag. Michael Chalupka**, Präsident des ÖKSA, Direktor der Diakonie  
Österreich

**Dr. Brigitte Cizek**, Österreichisches Institut für Familienforschung

**DSA Wolfgang Doppler**, Kinder- und Jugendanwaltschaft Niederösterreich

**MA, DSA Michael Dressel**, Fonds Soziales Wien, Drogenkoordinator

**Prof. Dr. Dr. Dr. Wassilios E. Fthenakis**, Staatsinstitut für Frühpädagogik

**Silvia Korlath**, Familienhilfe plus, Caritas Familienzentrum

**Mag. Edith Kugi**, AK Wien

**Mag. Bernd Lunglmayr**, Österreichische Bundesjugendvertretung

**GF Kurt Nekula**, Gesellschaft österreichische Kinderdörfer

**Dipl.-Päd. Monika Niederle**, MAG ELF, Dezernat 6

**MMag. Regina Polak**, Universität Wien, Institut für Pastoraltheologie

**GF Dr. Walter Schaffraneck**, Jugend am Werk

**Bettina Schinninger**, Rote Falken

**Mag. Peter Schlögl**, Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung

**Annette Schocher**, Österreichisches Rotes Kreuz

## DIE TEILNEHMERINNEN AN DER ÖKSA-JAHRESKONFERENZ 2005 KAMEN AUS FOLGENDEN ORGANISATIONEN

Abrakadabra  
A-HS Lockenhaus  
AK Wien  
Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Abteilung Jugendwohlfahrt  
Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Landesjugendreferat  
Amt für Jugend und Familie für d. 13. u. 14. Bezirk  
Arbeitsgemeinschaft Noah, Zentrum Spattstraße  
ARC Systems Research  
Armutskonferenz  
BAKIP Oberwart  
Berufsschule Korneuburg, NÖ Landesjugendheim  
Bezirksvorsteherung Mariahilf  
BH Bruck/Leitha, Fachgebiet Jugendwohlfahrt  
BH-Feldbach  
BMSG, Abt. IV/6  
BMSG, Abteilung IV/7  
Boltzmann-Institut für Menschenrechte  
Bundessozialamt  
Burgenländisches Hilfswerk, Soziale Dienste  
Caritaszentrale Österreich  
Diakonie Österreich  
Dialog 10  
Die Boje  
Fachstelle für Suchtvorbeugung, Koordination und Beratung  
Familienhilfe – Plus, Caritas-Familienzentrum  
FH St. Pölten  
Fonds Soziales Wien, Insitut für Suchtprävention  
Gesellschaft Österreichische Kinderdörfer  
Hauptschule für behinderte und nichtbehinderte Kinder, 1170 Wien  
HBLA für soz. Berufe, Bad Ischl  
Institut für Jugendforschung  
Integrative Berufsausbildung, Soziales Lernen  
Jugend am Werk  
Justizanstalt Josefstadt

Katholische Jungschar Österreichs  
Kids Company  
Kinder in Wien  
Kinder- und Jugendanwaltschaft, Niederösterreich  
Kinderschutzzentrum Linz  
Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit  
Kontraste, Universität Linz  
Lebenshilfe NÖ  
Lebenshilfe Österreich  
Lehranstalt für Heilpädagogische Berufe  
LG Wien  
MA 11, Krankenanstalt Rudolfsstiftung  
MA 13, Landesjugendreferat Wien  
MAG ELF, Leiterin Dezernat 6  
NÖ Hilfswerk  
ÖIBF  
ÖKSA  
OÖ Landesnervenklinik, Wagner-Jauregg  
ÖRK  
Österreichisches Institut für Jugendforschung  
Österreichische Bundesjugendvertretung  
Österreichische Kinderfreunde, Landesorg. OÖ  
Österreichisches Hilfswerk  
Projekt Erinnerungstheater  
Projekt MühlenHof-RadVit  
QUAMUT  
Rathaus  
Rote Falken  
Roten Nasen, Schauspiel  
SOS-Kinderdorf Altmünster  
SOS-Kinderdorf Wien  
Sozialarbeit  
Soziale Arbeit mit Familien  
SPZ, Rudolf-Ekstein-Zentrum  
Stadtschulrat für Wien, Bildungsberatung  
Staatsinstitut für Frühpädagogik  
Step Baumgartenberg

Universität Wien, Institut für Pastoraltheologie  
Verein Echo  
Verein Neustart  
Verein STI  
Verein Wr. Sozialprojekte  
Verein Wr. Sozialprojekte, Projekt ChEckiT  
Verein Z'sam  
Volkshilfe Oberösterreich, Clearing & Jugendarbeitsassistentz  
Volkshilfe Niederösterreich, Service Mensch GmbH  
Volkshilfe Österreich  
Volkshilfe Wien, Projektkoordinatorin hiphopera  
VSPG Verein für Sozialprävention und Gemeinwesenarbeit  
WAFF, Jobchance  
Wiener Jugendgerichtshilfe  
Wienextra, Kind und Familie  
Wilhelminenspital, Jugendabteilung  
WUK Ausbildungs- und Beratungsprojekte  
Zentrum für Entwicklungsförderung  
Zentrum Spattstraße